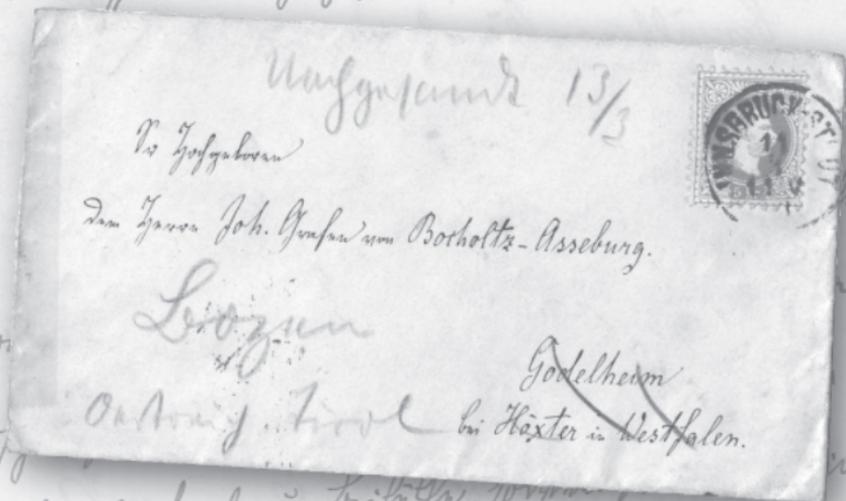


Prof. Dr. ...



**Briefe als Quellen
der landesgeschichtlichen
Forschung**

Briefe als Quellen der landesgeschichtlichen Forschung

Westfälische Quellen und Archivpublikationen

Band 31

LWL-Archivamt für Westfalen

Stefan Pätzold / Marcus Stumpf (Hg.)

**Briefe als Quellen
der landesgeschichtlichen Forschung**

Münster 2020

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

© 2020 Landschaftsverband Westfalen-Lippe, LWL-Archivamt für Westfalen

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54 Abs. 2 UrhG werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Titelbildnachweis:

Titelseite

Julius Ficker, Innsbruck, an Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg, 11. März 1880, Umschlag,
und Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg an Julius Ficker, 30. Juni 1874 (Quelle: Hin.Q.III Nr. 11).

Rückseite

Julius Ficker an Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg, Innsbruck, 12. Januar (Quelle: Hin.Q.III Nr. 11).

Gestaltung: Markus Bomholt, Münster

Satz: Markus Schmitz, Büro für typographische Dienstleistungen, Altenberge

Druck und Verarbeitung: LUC GmbH, Selm

ISSN 0946-0594

ISBN 978-3-936258-30-1

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	7
<i>Wilfried Reininghaus</i> Briefe als Quellen der Historischen Kulturwissenschaften und der Landesgeschichte. Eine Einführung	11
<i>Martina Hartmann</i> Das autographe Briefbuch Abt Wibalds von Stablo und Corvey (1131–1158)	45
<i>Ole Meiners</i> Quellenkundliche Überlegungen zu Briefen niederdeutscher Kaufleute	63
<i>Jochen Grywatsch</i> „Es ist mir unwillkürlich aus der Feder geflossen, und so mag es stehn bleiben.“ Zum Quellenwert der Korrespondenzen Annette von Droste- Hülshoffs und Anton Mathias Sprickmanns	87
<i>Wilfried Reininghaus</i> Die historischen Arbeiten von Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg (1833–1898) im Spiegel seiner Korrespondenz	105
Autorenverzeichnis	137

Vorwort

Am 14. Juni 2018 veranstaltete die Historische Kommission für Westfalen gemeinsam mit dem Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, dem LWL-Archivamt für Westfalen und dem Stadtarchiv Hamm im Technischen Rathaus der Stadt Hamm einen Workshop, der sich intensiv mit den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Briefen als Quellen der landesgeschichtlichen Forschung befasste.

Dieser Workshop setzte eine noch kurze Reihe fort, die 2011 mit einer Auftaktveranstaltung zu „Amtsbüchern als Quellen der landesgeschichtlichen Forschung“ begonnen hatte und an die sich 2013 und 2015 Tagungen zu „Schatzungs- und Steuerlisten“ bzw. zu „Rechnungen“ anschlossen.¹ Der Impuls zu diesen Veranstaltungen, denen weitere folgen werden, geht auf einen im Jahr 2010 gefassten Beschluss der Historischen Kommission für Westfalen zurück, demzufolge die traditionelle Editionstätigkeit der Kommission um eine sukzessive zu erarbeitende, umfassende Quellenkunde zu den wesentlichen Quellengattungen der Landes- und Ortsgeschichte ergänzt werden soll.² Denn Quellen stellen an die sie befragenden Historikerinnen und Historiker spezifische Anforderungen. Neben paläografischen gilt es auch hermeneutische Hürden zu nehmen, um die Quellen zu verstehen und sie dabei in ihrem historischen Entstehungszusammenhang, in möglichen Interdependenzen mit anderen Zeugnissen und in Bezug auf ihre Aussagekraft angemessen zu deuten. Dies ist bei mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Rechnungsserien nicht anders als bei Akten, Urkunden oder Briefen.

Was denn nun ein Brief sei, lässt sich indes keineswegs einfach definieren, zumal dann, wenn man die ganze historische Vielfalt dieses Schriftstücktyps in den Blick nehmen will. Denn: „Der Brief, als Mittel der Nachrichtenübermittlung an räumlich Entfernte wahrscheinlich fast so alt wie die Schrift selbst, ist ein Bestandteil jeder schriftlichen Kultur“.³ Betont man allein den Aspekt der Nachrichtenübermittlung, dann scheint Alles noch vergleichsweise unkompliziert. Das machen sich Archivarinnen und Archivare zunutze und bezeichnen Briefe knapp als Schreiben der Mittei-

1 Die Ergebnisse der Workshops wurden in der Reihe „Westfälische Quellen und Archivpublikationen“ [WQA] des LWL-Archivamts für Westfalen veröffentlicht: Wilfried Reininghaus/Marcus Stumpf (Hrsg.), Amtsbücher als Quellen der landesgeschichtlichen Forschung (WQA 27), Münster 2012; Wilfried Reininghaus/Marcus Stumpf (Hrsg.), Schatzungs- und Steuerlisten als Quellen der landesgeschichtlichen Forschung (WQA 28), Münster 2014; Stefan Pätzold/Marcus Stumpf (Hrsg.), Mittelalterliche und frühneuzeitliche Rechnungen als Quellen der landesgeschichtlichen Forschung (WQA 30), Münster 2016.

2 S. hierzu Stefan Pätzold/Wilfried Reininghaus (Hrsg.), Quellenkunde zur westfälischen Geschichte, online: <http://www.lwl.org/LWL/Kultur/HistorischeKommission/quellenkunde>.

3 Franz-Josef Schmale, Art. Brief, Briefliteratur, Briefsammlungen, in: Lexikon des Mittelalters 2 (1981–1983), Sp. 648.

lung. Schwieriger wird es, wenn andere Gesichtspunkte hinzutreten. Obgleich sich Brief und Urkunde durch das Kriterium der Rechtserheblichkeit einigermaßen klar voneinander unterscheiden (lassen), erschweren die Nähe von Formular und äußerer Form oftmals die Abgrenzung der beiden Einzelschriftstückarten. Diese Nähe spiegelt sich auch in der mittelalterlichen Quellenterminologie wider, die bisweilen für Verwirrung sorgt(e): ‚Littera[e]‘ und ‚breve‘ waren (auch) Urkundentypen aus der Papstkanzlei, und ausgerechnet das deutsche Wort ‚brief‘ bezeichnete im Mittelalter die Urkunde.

Briefe sind inhaltlich so vielfältig wie ihr jeweiliger Kommunikations- und Entstehungskontext: Herrscher schrieben an ihre Amtsträger, Untertanen an die Obrigkeit, Apostel an die Gemeinden, Gelehrte an andere Gelehrte, Kaufleute an ihre Geschäftspartner, Freunde und Bekannte an ihresgleichen, Eltern an ihre Kinder oder Liebende einander. Die Liste der Beispiele ließe sich leicht fortsetzen. Briefe konnten freilich auch literarische Produkte sein. Nicht allein, aber auch deswegen widmen sich neben den Geschichts- auch die Literaturwissenschaften den Briefen intensiv. So überrascht es nicht, dass Irmtraut Schmid, vormals wissenschaftliche Mitarbeiterin im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, in dem von Friedrich Beck und Eckart Henning herausgegebenen Band „Die archivalischen Quellen“ das Kapitel über Briefe verfasste. Sie verengte die Briefdefinition allerdings beträchtlich: „Der Brief ist [...] eine schriftliche Mitteilung persönlichen Inhalts, gewechselt zwischen Partnern, die in rein persönlicher, nicht amtlich oder geschäftlich bedingter Beziehung zueinander stehen [...]“.⁴

Diese Auffassung konnte nicht unumstritten bleiben, zumal die Beschäftigung mit Ego-Dokumenten⁵ und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen⁶ der Erforschung von Briefen Auftrieb verlieh, „die in hervorragender Weise [...] Spiegel der Denkformen und Lebensweisen, des Gefühlspotentials und der Subjektivität der Epoche sind“.⁷ Vorbei dürften inzwischen die Zeiten sein, in denen Historikerar-

4 Irmtraut Schmid, Briefe, in: Friedrich Beck/Eckart Henning (Hrsg.), Die archivalischen Quellen. Köln u. a. 2003, S. 111.

5 Siehe hierzu Winfried Schulze, Ego-Dokumente, in: ders. (Hrsg.), Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996, S. 11–30.

6 Im Jahr 1997 schrieb der Kulturhistoriker Gangolf Hübinger, dass „jetzt also ‚Kulturgeschichte‘ als oberster Bezug und methodisches Gebot historischen Forschens“ betrachtet werde, siehe Gangolf Hübinger, Konzepte und Typen der Kulturgeschichte, in: Wolfgang Küttler (Hrsg.), Geschichtsdiskurs, Bd. 4: Krisenbewußtsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880–1945, Frankfurt am Main 1997, S. 136. Zur jüngeren Entwicklung der Kulturgeschichte s. Jan Kusber u. a. (Hrsg.), Historische Kulturwissenschaften. Positionen – Praktiken und Perspektiven (Mainzer Historische Kulturwissenschaften 1), Bielefeld 2010 sowie Jörg Rogge (Hrsg.), Cultural History in Europe. Institutions – Themes – Perspectives, Bielefeld 2011.

7 Michael Maurer, Briefe, in: ders. (Hrsg.), Aufriss der Historischen Wissenschaften, Bd. 4: Quellen, Stuttgart 2002, S. 371.

chivare wie Ahasver von Brandt Briefe beinahe verachtungsvoll als das am wenigsten bedeutungsvolle Geschäftsschriftgut abtaten.⁸ Mittlerweile stoßen Briefe als Schreiben einer herrscherlichen, amtlichen, kaufmännischen, privaten, literarischen, theologisch-philosophischen oder sonstigen Mitteilung auf großes Interesse.

Die thematische Vielfalt der Quellengattung ‚Brief‘ spiegeln auch die Vorträge, die in Hamm gehalten wurden: Grundlegende Überlegungen zur Quellengattung der Briefe stellte einleitend Prof. Dr. Wilfried Reininghaus (Senden) vor, anschließend sprachen Prof. Dr. Martina Hartmann (München) und Prof. Dr. Mark Mersiowsky (Stuttgart) über Briefe im Mittelalter. Am Nachmittag berichteten Ole Meiners (Münster) über Briefe der hansischen Kaufleute, Vit Kortus (Münster) über die diejenigen des böhmischen Adels und Dr. Jochen Grywatsch (Münster) über die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff und des Anton Mathias Sprickmann. Die in diesem 31. Band der Reihe „Westfälische Quellen und Archivpublikationen“ abgedruckten Referate des Workshops unterstreichen nachdrücklich, welche Potentiale die Erforschung der Briefe bietet. Sie ermöglichen eindrucksvolle und lehrreiche Einblicke in ihre Entstehungsgeschichte, ihre Typologie, ihre Form. Die Herausgeber hoffen insofern, dass der Band sowohl ein nützlicher Baustein einer Quellenkunde der mittelalterlichen und neuzeitlichen Briefe sein wird als auch weitere Forschungen anregt!

Die Herausgeber danken in erster Linie der Autorin und den Autoren der erst mündlich vorgetragenen und dann in der Mehrzahl der Fälle verschriftlichten Beiträge sowie der Stadtarchivarin von Hamm Ute Knopp für die erwiesene Gastfreundschaft und Unterstützung am Tagungsort, nicht minder aber auch den Kommissionsmitgliedern Prof. Dr. Mechthild Black-Veldtrup und Prof. Dr. Wilfried Reininghaus für die engagierte programmatische Mitarbeit. Letzterem sind sie im besonderen Maße dafür zu Dank verpflichtet, dass er seinen Beitrag „Die historischen Arbeiten von Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg (1833–1898) im Spiegel seiner Korrespondenz“ zusätzlich beigesteuert hat. Dr. Burkhard Beyer gebührt Dank für die Vorbereitung und Begleitung des Workshops sowie Susanne Heil für ihre bewährte und umsichtige redaktionelle Betreuung der Drucklegung.

Bochum und Münster, im September 2019

Dr. Stefan Pätzold
Stv. Leiter des Bochumer
Zentrums für Stadtgeschichte

Dr. Marcus Stumpf
Leiter des LWL-Archivamtes für Westfalen

⁸ Ahasver von Brandt, *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften*, Stuttgart u. a. (15. Aufl.) 1998, S. 116, 118.

Briefe als Quellen der Historischen Kulturwissenschaften und der Landesgeschichte. Eine Einführung

von Wilfried Reininghaus

Das, worüber wir beim heutigen quellenkundlichen Workshop sprechen, ist nur noch selten in unserem täglichen Gebrauch. Briefe im klassischen Sinn als ein Medium der Kommunikation zwischen Abwesenden sind weitgehend ersetzt worden durch andere Medien. Dies ist nicht erst ein Ergebnis der allerjüngsten Entwicklung, vielmehr setzte der Wandel bereits mit der massenhaften Verbreitung des nicht-mobilen Telefons im 20. Jahrhundert ein. Der mehrfache Medienwechsel und die dadurch signalisierte Bedeutung von Medien schlechthin dürfte ein erklärender Faktor für den Boom der kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Briefen sein. Daran hatten bisher die Geschichtswissenschaften einen eher geringen und die Literaturwissenschaften einen größeren Anteil. Dieser Disparität will ich im ersten Teil nachgehen, ohne auf die unterschiedlichen Forschungstraditionen beider Disziplinen gründlicher eingehen zu können. Jochen Grywatsch hat dankenswerter Weise übernommen, an einem prominenten Beispiel Fragestellungen der Literaturwissenschaften zu erläutern. Im zweiten Teil möchte ich darlegen, welche quellenkritischen und quellenkundlichen Fragen aus Sicht der Geschichtswissenschaften an Briefe gerichtet werden können. Ich bediene mich dabei mehrerer Korrespondenzen mit westfälischen Bezug aus dem 18. bis 20. Jahrhundert.

Briefe als Forschungsgegenstand mehrerer Disziplinen

Warum haben die Disziplinen Literaturwissenschaften und Geschichtswissenschaften bisher Briefe als Quelle unterschiedlich behandelt? Beginnen wir mit den Historikern, die an Briefen nicht grundsätzlich desinteressiert waren. Johann Gustav Droysen (1808–1884) rechnete sie sogar zur pragmatischen Reihe der Quellen von außerordentlicher Bedeutung: „Das nächste und natürlichste Motiv zum Schreiben wird sein, von Gesehenem und Gehörtem einem anderen, wenn es nicht mündlich geschehen kann, brieflich Nachricht zu geben“.¹ Freilich schränkte Droysen den Wert der Briefe als Quelle ein und machte ihn abhängig von Begabung und Stellung der Schreibenden. Das ließ ihn an Goethe, Schiller und Bismarck denken,

¹ Johann Gustav Droysen, Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte, hrsg. von Rudolf Hübner, unveränderter reprografischer Nachdruck der 7. Aufl., Darmstadt 1977, S. 72.

wenngleich er schon „das unermeßliche Gebiet der Epistolographie ... von den unbedeutendsten Trivialitäten bis zu den bedeutendsten Schriftstücken“ im Auge hatte. Einen solchen großen Bogen spannte Georg Steinhausen (1866–1936). 1889 und 1891 legte er eine zweibändige „Geschichte des deutschen Briefes“ vor, die bis heute ihresgleichen sucht.² Das monumentale Werk beginnt im frühen Mittelalter und endet 1848, also nahe an Steinhausens Gegenwart. Steinhausen war ein Hauptvertreter der älteren Kulturgeschichte, im Lamprechtschen Sinn völkerpsychologisch ausgerichtet. Seine Betonung des Nationalen wird man heute nicht anders als distanziert sehen können. Dennoch hat er eine ungeheure Menge an Detailbeobachtungen geliefert, die jede und jeden, der oder die sich mit Briefen befasst, immer noch auf ihn verweist. Seine Deklaration des 18. Jahrhunderts zum „Jahrhundert der Briefe“ hat Bestand. Eine ähnliche Synthese zu liefern erscheint heute kaum noch möglich. Ob sie überhaupt wünschenswert ist, sei dahingestellt. Mindestens verlangt Steinhausen nach einer Fortsetzung, denn seine Prognose, dass „die eigentliche Geschichte [des Briefes] ... hinter uns“ liegt, erwies sich als falsch. 1938 wurden 4,5 Milliarden Briefe von der Post befördert, 1986 waren es 7,6 Milliarden, 2017 18,5 Milliarden.³

Es kann nicht behauptet werden, dass dieses Potential in überkommenen Quellenkunden oder Einführungen in die Historischen Hilfswissenschaften angemessen berücksichtigt worden wäre. Neben Urkunden und Akten nahmen dort Briefe lange eine Randstellung ein. In Heinrich Otto Meisners Archivalienkunde, zuerst 1950 veröffentlicht, erschienen Briefe als Schriftstücke des privaten Bereichs hinter den Archivalien staatlicher Provenienz an nachgeordneter Stelle.⁴ Ahasver von Brandts „Werkzeug des Historikers“ stufte Brief und Briefsammlung noch weiter ab. Sie rangieren an letzter Stelle des Geschäftsschriftguts. Der Autor hatte Zweifel, ob der Brief „überhaupt einer gesonderten quellenkundlichen Behandlung ... bedarf“ und

2 Georg Steinhausen, *Geschichte des deutschen Briefes*. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Teile, Berlin 1889–1891 (Nachdruck 1968). Zu Steinhausen vgl. Stefan Haas, *Historische Kulturforschung in Deutschland 1880–1930. Geschichtswissenschaft zwischen Synthese und Pluralität*, Köln/Weimar/Wien 1994, S. 166–173; Angelika Ebrecht, *Brieftheoretische Perspektiven von 1880 bis ins 20. Jahrhundert*, in: dies./Nörtemann, Regina/Schwarz, Herta (Hrsg.), *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*, Stuttgart 1990, S. 239–256, 240; Reinhard M. G. Nickisch, *Brief*, Stuttgart 1991, S. 29; Jörg Schuster/Jochen Strobel, *Briefe und Interpretationen. Über Ansätze zu einer Geschichte der Briefkultur und die Möglichkeit kulturhistorischer Skizzen mittels Brieflektüren*, in: dies. (Hrsg.), *Briefkultur. Texte und Interpretationen*, Berlin/Boston 2013, XII.

3 Werner Büngel, *Der Brief. Ein kulturgeschichtliches Dokument*, Berlin 1938 S. 89; Nickisch, *Brief* (wie Anm. 2), S. 60 1986, zu 2017 <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/38996/umfrage/anzahl-der-befoerderten-briefe-durch-die-deutsche-post/> [Stand: 25.03.2018, gilt ebenfalls für alle nachfolgenden Internetseiten].

4 Heinrich Otto Meisner, *Archivalienkunde vom 16. Jahrhundert bis 1918*, Göttingen 1969, S. 75–77.

sah in ihm lediglich eine „besondere ‚literarische‘ Form des ‚Überrestes‘“. ⁵ Folgerichtig wurde der Artikel „Briefe“ in Friedrich Becks und Eckart Hennings jüngerer Quellenkunde Irmtraut Schmid vom Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar übertragen, die Briefe als persönliche, private Mitteilungen strikt von Akten und Urkunden trennte. ⁶ Erst weniger von der mittelalterlichen Diplomatik oder der Aktenkunde des Staates geprägte Quellenkunden lösen sich in letzter Zeit von solcher Engführung. Michael Maurer betonte 2002 zwar weiterhin den privaten Charakter der Briefe, zugleich aber auch, dass sie „in hervorragender Weise ... Spiegel der Denkformen und Lebensweisen, des Gefühlspotentials und der Subjektivität der Epoche“ sind. ⁷ Maurer brach fast ein Tabu, weil er den Briefwechsel eines Tischlergesellen mit seiner Frau während des Deutsch-Französischen Kriegs 1870/71 besprach. In der „Quellenkunde der Habsburgermonarchie“ sind Briefe als Gattung in die Nähe der Selbstzeugnisse gerückt. Beatrix Bastl umriss 2004 die Unterschiede zwischen den Zugängen der Disziplinen, indem sie betonte, welche Voraussetzungen Briefe erfüllen müssen, damit sie als literarische Gattung zu gelten haben: inhaltliche und sprachliche Qualitäten. Als Historikerin nimmt sie jeden einzelnen Brief wichtig, betont die Kontexte und hebt auf den Widerspruch zwischen Individualität und Gruppenverhalten ab.

In jüngster Zeit bahnt sich in der von Archiven ausgehenden Quellenkunde ein Paradigmenwechsel an, der maßgeblich von Robert Kretzschmar in Baden-Württemberg initiiert wurde. Wegen der Öffnung in die private Sphäre hinein und wegen der Betonung der Heterogenität als zentralem Wesensmerkmal der Archivalien finden im Rahmen der „Südwestdeutschen Archivalienkunde“ Briefe unterschiedlicher Gestalt neue Aufmerksamkeit. ⁸ Briefe des 18. Jahrhunderts und Warenbegleitbriefe sind unter „Texten“ zu finden, E-Mails unter „Sammlungen und schwach strukturierten Unterlagen“. ⁹

5 Ahasver von Brandt, *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften*, 15. Aufl., Stuttgart/Berlin/Köln 1998, S. 116, 118.

6 Irmtraut Schmid, Briefe, in: Friedrich Beck/Eckart Henning (Hrsg.), *Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften*, 4. Aufl., Köln/Weimar/Wien 2004, S. 111–118. Kritisch hierzu Regine Zott, *Private Gelehrtenkorrespondenzen als informelles Kommunikationsmedium*, in: Hans-Gert Roloff (Hrsg.), *Wissenschaftliche Briefeditionen und ihre Probleme. Editions-wissenschaftliches Symposium*, Berlin 1998, S. 43–72, 50.

7 Michael Maurer, Briefe, in: ders. (Hrsg.), *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 4: *Quellen*, Stuttgart 2002, S. 349–371, 371.

8 Robert Kretzschmar, *Archivalien und Archivgut aus quellenkundlicher Sicht*, in: *Südwestdeutsche Archivalienkunde*, <https://www.leo-bw.de/themenmodul/sudwestdeutsche-archivalienkunde/quer-schnittsartikel/archivalien-und-archivgut-aus-quellenkundlicher-sicht>.

9 Vgl. die im Rahmen der Südwestdeutschen Archivalienkunde veröffentlichten Artikel von Thorsten Huthwelker zu Briefen des 18. Jahrhunderts, von Corinna Knobloch/Kai Naumann zu E-Mails und von Senta Herkle zu Warenbegleitbriefen (nachgewiesen in der Bibliographie unten); ergänzend: Patrick

Wer wissen will, warum sich in den vergangenen einhundert Jahren die Literaturwissenschaften intensiver als Archivare und Historiker um Briefe als Quelle gekümmert haben, muss bei Wilhelm Dilthey (1833–1911) ansetzen. Seine Idee, für die Nachlässe der Schriftsteller eigene Archive einzurichten, erstmals 1889 formuliert, war folgenreich.¹⁰ Sie lenkte den Blick auf die Publikationen von Schriftstellern, die nicht im Druck erschienen sind. Unter den Handschriften eines Nachlasses waren es vor allem die Entwürfe, Briefe, Aufzeichnungen und Tagebücher, die nach Dilthey zu archivieren waren. Gerade diese handschriftlichen Unterlagen gewährten ein Kennenlernen des „vertrauliche(n) und intime(n) Leben(s)“ des Schriftstellers. Dilthey erzeugte in den Literaturwissenschaften ein anhaltendes Nachlassbewusstsein und förderte damit indirekt die Herausbildung eines Kanons zur Nachlasserschließung, der bis in das Regelwerk im Kalliope-Verbund unserer Tage reicht. Die dort gegebene Definition von Nachlass als „Summe aller Werke, Arbeitspapiere, Korrespondenzen, (Lebens-) Dokumente und Sammlungen“ berücksichtigt bekanntlich Briefe an prominenter Stelle.¹¹ Darauf aufbauend entwickelten sich Standards zur Edition von Briefen, die im vergangenen halben Jahrhundert ständig weiter vorangetrieben wurden und heute längst bei Editionen im digitalen Zeitalter angekommen sind.¹² Einem Nicht-Literaturwissenschaftler fällt erstens auf, dass nicht nur um Editionsprinzipien, sondern auch um angemessene Kommentierung der edierten Texte gerungen wird.¹³ Zweitens hat sich die Editionsphilologie mit den Methoden der Historiker zur Regestierung auseinandergesetzt und Abwägungen zwischen Volltext und Regest erörtert.¹⁴ Die eindrucksvolle Datenbank zu 5.300 Freiligrath-Briefen,

Sturm, Die E-mail. Ein Kommunikationsmedium des frühen 21. Jahrhunderts quellenkundlich betrachtet, in: Holger Berwinkel u. a. (Hrsg.), *Moderne Aktenkunde*, Marburg 2016, S. 109–209.

10 Wilhelm Dilthey, *Archive für Literatur* (1889), in: ders., *Zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Portraits und biographische Skizzen, Quellenstudien und Literaturberichte zur Theologie und Philosophie im 19. Jahrhundert*, hrsg. von Ulrich Herrmann, 3. Aufl., Göttingen 1991, S. 1–16, Zitat S. 8. Hierzu Carlos Spoerhase, *Neuzeitliches Nachlassbewusstsein. Über die Entstehung eines schriftstellerischen, archivarischen und philologischen Interesses an postumen Papieren*, in: Kai Sina/ders. (Hrsg.), *Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000*, Göttingen 2017, S. 21–48, 35f.

11 <http://kalliope-verbund.info/de/standards/regelwerke.html>.

12 Wolfgang Frühwald u. a. (Hrsg.); *Probleme der Brief-Edition*. Kolloquium der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bonn 1977; Roloff (Hrsg.), *Briefeditionen* (wie Anm. 6). In einer *Auswahlbibliographie zur wissenschaftlichen Briefedition*, die von 1912 bis 1997 reicht und 242 Titel umfasst, ist eine erste Arbeit zum elektronischen Edieren für das Jahr 1982 nachgewiesen: Ursula Günther, *Auswahlbibliographie zur wissenschaftlichen Briefedition*, in: ebd., S. 148–163, 152 Nr. 76; Bohnenkamp, Anne/Richter, Elke (Hrsg.): *Brief-Edition im digitalen Zeitalter*, Berlin 2013.

13 Vgl. Norbert Oellers, *Probleme der Briefkommentierung am Beispiel der Korrespondenz Schillers*, in: Frühwald u. a. (Hrsg.), *Probleme* (wie Anm. 12), S. 105–124; Winfried Woessler, *Richtlinien der Briefkommentierung*, in: Roloff (Hrsg.), *Briefeditionen* (wie Anm. 6), S. 41–60.

14 Roloff (Hrsg.), *Briefeditionen* (wie Anm. 6), S. 12f.

davon nicht wenige mit Westfalen-Bezug, basiert letztlich auf einer Kombination von Regestentechnik und Formalerhebungen.¹⁵ Drittens sind Literaturwissenschaftler nicht so starr wie die Geschichtswissenschaften auf Privatbriefe festgelegt, sondern öffnen sich für „Geschäftsbriefe“ aller Art und plädieren für fließende Übergänge statt einer scharfen Trennung der Gattungen.¹⁶

Die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit Briefen erhielt Auftrieb durch die wachsende Bedeutung des Briefeschreibens in der frühen Neuzeit. Wegen der Relevanz des Mediums in der alltäglichen Kommunikation entstanden im 17. und 18. Jahrhundert Anleitungen zum Briefeschreiben, die sog. Briefsteller. Sie vermittelten Vorschläge, wie Briefe zu bestimmten Zwecken und Anlässen abzufassen waren, lieferten Vorlagen für einen geschliffenen Stil und bedienten sich dabei im 19. Jahrhundert der gedruckten Briefe der Dichter. Der Aschendorff-Verlag in Münster bewarb z.B. 1919 sein Produkt „Deutsche Dichterbriefe“ mit der Botschaft, durch die „lebensfrohe ungekünstelte Prosa des Briefe“ werde es „Rede und Aufsatzstil, insbesondere den Briefstil unserer Jugend günstig beeinflussen und ihren Geschmack bilden“.¹⁷ Im späteren 20. Jahrhundert verschwanden Briefsteller nicht etwa, sondern hielten sich als Ratgeber für die Gestaltung der Korrespondenz aller Art. 1966 waren noch 42 auf dem Markt.¹⁸ Von einer Brieftheorie, wie sie sich aus den Briefstellern ableiten lässt, ist es nur ein kleiner Schritt zur Lehre von den Briefsorten.¹⁹ Die Anlässe, Briefe zu schreiben, lassen sich klassifizieren: Glückwunsch-, Trost-, Dank-, Bewerbungs-, Einladungs-, Scherz-, Bericht- und andere Schreiben. Schon diese kleine Reihung aus der „Teutschen Sekretariats-Kunst“ von Caspar Stieler 1673 verraten Empfindungen und Gefühle, die Eingang fanden in die zeitgenössische „Briefkultur“.

In der Germanistik scheint „Briefkultur“ ein wissenschaftlicher Leitbegriff für die gesamte Beschäftigung mit Briefen zu sein, ohne dass eine präzise Verständigung darüber erfolgte, was Briefkultur bedeutet. In den letzten 20 Jahren sind in Deutschland fast 40 Bücher veröffentlicht worden, die „Briefkultur“ im Titel führen. Ein früher einflussreicher Beitrag von Rainer Baasner kannte 1999 gleich zwei Brief-

15 <http://www.ferdinandfreiligrath.de/pgs/100/100.php#3>; vgl. Volker Giel, Ferdinand Freiligraths Korrespondenzen. Bestandsaufnahme und Plädoyer für eine Neuedition des Briefwerks in einer Kombination von Print- und Online-Ausgabe, in: Bernd Füllner, Briefkultur im Vormärz, Bielefeld 2001, S. 245–266.

16 Zott, Gelehrtenkorrespondenzen (wie Anm. 6), S. 48f.; Karl Ermert, Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation, Tübingen 1979, S. 4.

17 Johannes Barucha (Hrsg.), Deutsche Dichterbriefe, Bd. 1: Von Klopstock bis Goethe, Münster 1918; Anzeige im Münsterschen Anzeiger 21.1.1919; vgl. Nickisch, Brief (wie Anm. 2), S. 85.

18 Ermert, Briefsorten (wie Anm. 16), S. 14.

19 Carmen Furger, Briefsteller. Das Medium „Brief“ im 17. und frühen 18. Jahrhundert, Köln/Weimar/Wien 2010, S. 138–142.

kulturen, eine, die die Regeln des Systems Briefs bis zu Stilfragen beschreibt, und eine zweite zum Umgang mit nachgelassenen Briefen im Korpus kultureller Zeugnisse.²⁰ Jörg Schuster und Jochen Strobel machten 2013 die systematischen Aspekte der Briefkultur an der Materialität und Medialität fest und sahen einige Probleme beim Versuch, Einzelforschungen zusammenzuführen. Die Interpretation der von ihnen zusammengestellten Briefe verstanden sie als „kulturhistorische Momentaufnahmen“. Für sie lautet die entscheidende Frage: „Was sind jeweils relevante Kontexte?“ Jeder Einzelbrief ist daher für sie „ein exemplarischer ‚Knoten‘ im diskursiven ‚Netz‘ seiner Entstehungszeit“.²¹ Ähnliches finden wir bei Walter Gödden in seinem wunderschönen Buch über Annette von Droste-Hülshoff als Briefschreiberin: „Jeder Brief der Droste steht in einem weitmaschigen Beziehungsgeflecht“ durch eigene Schreibgewohnheiten, gesellschaftliche Spielregeln und Brieftraditionen. Gödden wusste aber auch – und das gilt nicht nur für die Droste: „Noch immer mangelt es ... an Kriterien zur Erschließung des gelegentlich schier uferlosen Materials; quellenkundliche Detailuntersuchungen sind deshalb notwendiger denn je“.²²

Beispiele aus der westfälischen Landesgeschichte

Angesichts des „Handbuchs Brief“ im De-Gruyter-Verlag, das 2020 erscheinen wird und auf 1.200 Seiten angelegt ist, erscheint es fast vermessen, aus Sicht einer landesgeschichtlich ausgerichteten Quellenkunde Briefe analysieren zu wollen.²³ Ich will lediglich in gedrängter Form zeigen, dass ein pragmatischer Ansatz zur Analyse von Briefen, der sich der klassischen W-Fragen-Analyse bedient, schon weiterhelfen kann. Zu fragen ist: Wer schrieb wem? Wann und warum wurde geschrieben? Welche Inhalte wurden im Brief behandelt? Hierzu greife ich dreimal auf Briefe zurück, die ich entweder selbst ediert oder kommentiert habe; einmal werte ich die Lektüre eines Briefwechsels unter Schriftstellern aus. Nach der Detailanalyse will ich den Nutzen solcher Briefeditionen für die westfälische Landesgeschichte bestimmen und abschließend einige weitere Schwerpunkte aktueller Beschäftigung mit Briefen in der Landesgeschichte beleuchten.

20 Rainer Baasner, Briefkultur im 19. Jahrhundert. Kommunikation, Konvention, Postpraxis, in: ders. (Hrsg.), Briefkultur im 19. Jahrhundert, Tübingen 1999, S. 1–36.

21 Jörg Schuster/Jochen Strobel, Briefe und Interpretationen. Über Ansätze zu einer Geschichte der Briefkultur und die Möglichkeit kulturhistorischer Skizzen mittels Brieflektüren, in: dies. (Hrsg.), Briefkultur. Texte und Interpretationen, Berlin/Boston 2013, S. XI–XXIV, Zitate XIII, XV.

22 Walter Gödden, Die andere Annette. Annette von Droste-Hülshoff als Briefschreiberin, 3. Aufl., Paderborn 1992, S. 8, 10.

23 <http://www.degruyter.com/view/product/432320>. Ich danke Jochen Grywatsch für Hinweise auf dieses Projekt, an dem er mit einem Beitrag über die Briefe der Droste beteiligt ist.

Fall 1: 1780 reiste ein 13jähriger Kaufmannssohn aus Iserlohn nach Leipzig. Johann Heinrich Schmidt sollte dort für begrenzte Zeit das Messegeschäft kennenlernen und Privatunterricht in Sprachen und Zeichnen erhalten.²⁴ Überraschend erkrankte der Vater an einem Augenleiden. Dreieinhalb Jahre lang musste sein Sohn in Leipzig aushalten, damit der Kompagnon des Vaters Woeste nicht die Oberhand im Geschäft gewann. Zu organisieren war der Weitertransport von Waren zu den kleineren mitteldeutschen Messen. Der Kontakt nach Iserlohn wurde durch Briefe aufrecht erhalten. Die Mutter und der Vater vor und nach seiner Erkrankung, die ältere Schwester und der Bruder sowie weitere Verwandte und Freunde schrieben, ebenso der Iserlohner Hauslehrer. Kompagnon Woeste erteilte Anweisungen zu Geschäftsvorfällen. Nach dem Inhalt sind die Briefe deutlich zu unterscheiden. Die Mutter gab Ratschläge über die Kleidung, zum Essen oder zur Körperhygiene und garnierte sie mit Informationen aus Iserlohn. Der Vater führte den Sohn anfangs in die Leipziger Verhältnisse ein, ermahnte ihn, kapriziöse Landsleute zu meiden und vor allem nicht zu viele Kosten zu verursachen. Der Bruder wählte wie der Hauslehrer die französische Sprache, um seine wachsende Fertigkeit zu dokumentieren und zu üben. Die Schwester sandte Buchkaufwünsche nach Leipzig und ergänzte die Mitteilungen der Mutter über Neuigkeiten in Iserlohn. Die Geburt eines Bruders zählte darunter, vorher hatte die Mutter nichts von ihrer Schwangerschaft erwähnt. Der Kompagnon fasste Schmidt hart an und drängte ihn zur Optimierung seines Handelns: „Ich erwarte also von Dir, daß Du nicht allein alles ordentlich in acht nimmst, sondern auch Deine vernunft zu befragen, ob es noch etwas daran zu verbeßern ist“. Die Mutter wiegelte ab und befand, „daß er scharf mit Dir ist, wird zu Deinem besten dienen“.

Aus den dreieinhalb Jahren Trennung von Iserlohn sind 76 Briefe erhalten geblieben, weil erstens die Mitnahme von Post nach Leipzig durch befreundete Kaufleute aus Iserlohn keine Kosten verursachte. Zweitens hatten alle Beteiligten eine Disposition zum Briefeschreiben und verliehen ihren individuellen Zielen und Ansichten Ausdruck. Zwischen den Generationen taten sich im übrigen stilistische und grammatikalische Unterschiede auf. Vater Schmidt (geboren 1733) schrieb weniger flüssig anders als die Jüngeren. Die Emotionalität und die lutherische Form der Religiosität kamen nicht zu kurz, vor allem in den Briefen der Mutter. Drittens bewahrte der Empfänger die Briefe ein Leben lang auf „zu unvergeßlichem denkmal und späterer zurückerinnerung an die nunmehr glücklich überstandene probejahre“. Der Archivar, der fast zweihundert Jahre später das Päckchen in blauem Papier aufschnürte,

24 Wilfried Reininghaus, Die „glücklich überstandenen Probejahre“ des Johann Heinrich Schmidt. Briefe aus Iserlohn nach Leipzig (1780–1783), in: Wolfgang Bockhorst (Hrsg.), *Tradita Westphaliae*, Münster 1987, S. 349–399, Zitate 381, 363.

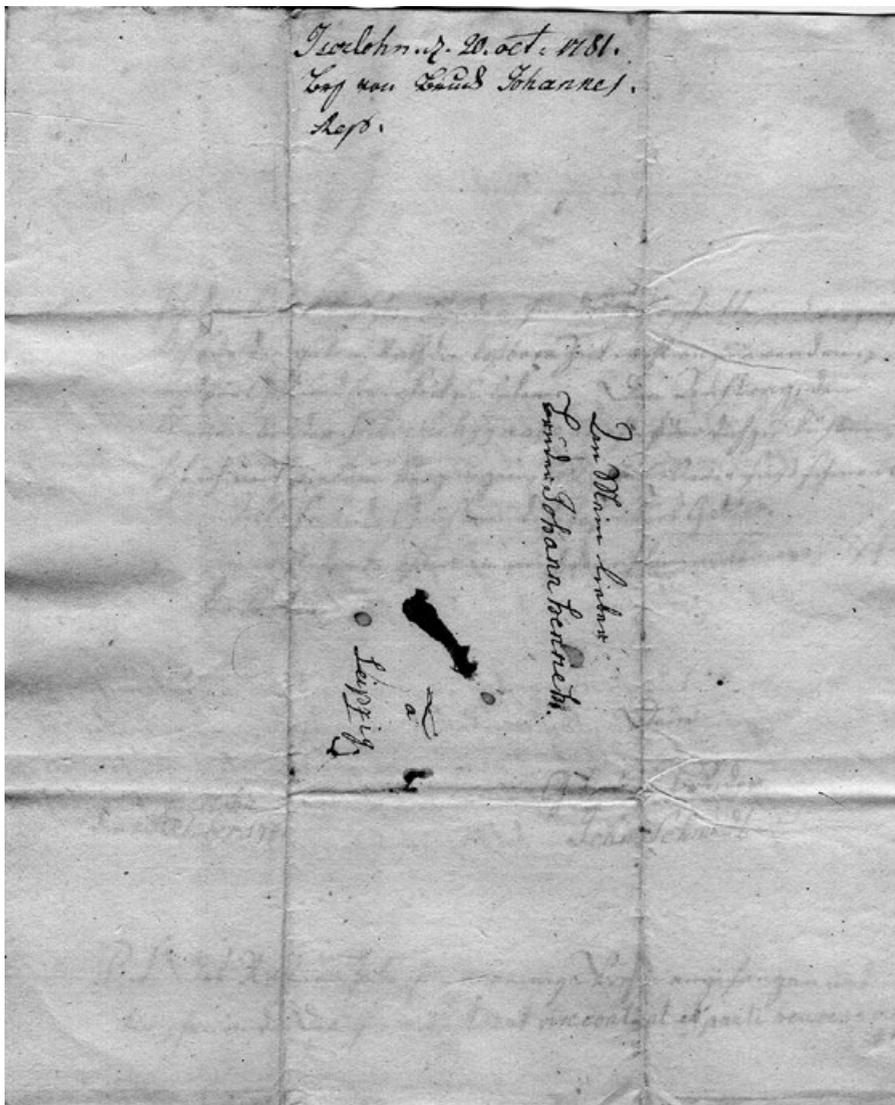


Abb. 1c

hatte fast einige Skrupel, dies zu tun. Für die Epistologie und nicht nur für sie war das nötig, denn die Briefe an Johann Heinrich Schmidt nach Leipzig sind eine wahre Fundgrube für viele Felder der Geschichtswissenschaft.

Fall 2: 1784 heiratete Luise Henriette Harkort den Lüdenscheider Händler Johann Peter Funcke, ihren Vetter ersten Grades. Es war seine dritte Ehe. Zwei Frauen waren im Kindbett gestorben, die überlebenden Kinder mussten versorgt werden. Da Luise, in Koseform in der Familie Wiwisy genannt, nur selten zu Verwandtenbesuchen nach Harkorten zurückkam, schrieb sie ihrem Lieblingsbruder Johann Caspar (nach Familienbrauch IV. genannt), lange Briefe. 82 davon sind im Familienarchiv der Harkorts, heute im Westfälischen Wirtschaftsarchiv in Dortmund, erhalten.²⁵ Die Gegenbriefe fehlen ebenso wie im ersten Fall.²⁶ Erst Johann Caspars Tod 1818 brach die Korrespondenz ab. Die Briefe berichten in aller Ausführlichkeit bis hin zum Klatsch über das Leben in Lüdenscheid, den Alltag dort und über die anfallenden Neuigkeiten. Gegenstände ihrer Briefe sind u. a. die Viehhaltung, die Obstzucht, der Lebenswandel der Lüdenscheider Pfarrer, die Versorgung der Kranken, Rezepte für Pflaumenkuchen. Luise vertraute die Briefe nicht etwa Boten oder Fuhrleuten an, sondern gab sie auf die reguläre Post: „Brüderchen, ich schließe, die Post möchte weggehen“.

Luise tauschte sich mit ihrem Bruder in einer liebenswürdigen, spontanen und plaudernden Form aus, deren Charme uns heute noch berührt. Manchmal dachte ich bei der Lektüre: Fontane lässt grüßen. Oft benannte Luise sogar den „besonderen Abfassungsmoment“, um eine gelungene Formulierung von Walter Gödden aufzugreifen.²⁷ „In stiller Abendstunde setze ich mich zu Dir, um das eine und andere zu erzählen. Aber leihest Du mir auch jetzt Dein Ohr zum Hören, da die 9 Uhr im Anmarsch ist, wo Du bei Lebzeiten unserer Mutter um die Zeit den Schlafmarsch auf'm hölzern Tische schlugst?“ Die Briefe des Jahres 1813 waren überschattet vom Ende der französischen Herrschaft über die Grafschaft Mark, die aber nicht ohne russische Truppeneinquartierungen zu haben war. Luise Funcke stand den Russen skeptisch gegenüber und hatte die dauernden Kriege satt: „Mich dauern die armen Soldaten und Officire, die bei der Kriegsnot leiden und sterben. Sie sind meist

25 Wilfried Reininghaus, *Das Archiv der Familie und Firma Johann Caspar Harkort zu Hagen-Harkorten im Westfälischen Wirtschaftsarchiv Dortmund*, Münster 1991, S. 65–76; Edition von Briefen aus dem Jahr 1813: ders., *Alltag und Kriegsfurcht 1813 in Lüdenscheid. Fünf Briefe von Luise Funcke geb. Harkort (1757–1838) an ihren Bruder Johann Caspar Harkort IV. (1753–1818)*, in: *Der Märker* 45 (1996), S. 98–105.

26 In der germanistischen Forschung ist diese Frage evident, vgl. Siegfried Sudhoff, *Brief und Gegenbrief als Problem der Brief-Edition*, in: Frühwald u. a. (Hrsg.), *Probleme (wie Anm. 12)*, S. 27–40.

27 Gödden, *Die andere Annette* (wie Anm. 22), S. 52; vgl. Gert Mattenklott/Hannelore Schlaffer/Heinz Schlaffer (Hrsg.), *Deutsche Briefe 1750–1850*, Frankfurt 1988, S. 19–22 („Die stille Stunde“).

unschuldig an der Fehde, sie müssen mit wie auch unsere Leute ... Wann wird der liebe Gott diese Trübsal enden? Soll sie währen, bis wir Menschen den Willen Gottes tun, dann kann die Last lange auf uns bleiben“. Zum Ende des Jahres freute sie sich aber wieder darauf, „Preußin zu werden, Untertan des guten König zu sein“.

Fall 3: Im August 1932 beschwerte sich ein mit 27 Jahren schon etwas betagter Berliner Geschichtsstudent beim Schriftleiter der „Heimatblätter für das obere Sauerland“ darüber, dass der Kreis Meschede zu wenig Berücksichtigung fände und immer nur etwas über den Kreis Olpe erscheine. Der fast gleichaltrige ehrenamtliche Redakteur, Volksschullehrer Norbert Scheele, gewährte dem Studenten spontan Platz für einen Beitrag. Der Student war Albert K. Hömberg, der spätere erste Inhaber des Lehrstuhls für westfälische Landesgeschichte an der Universität Münster und zugleich Vorsitzender der Historischen Kommission für Westfalen. Brief und Antwortpostkarte eröffneten eine Korrespondenz, die bis zu Hömbergs frühen Tod 1963 reichte. Die Korrespondenzpartner verkehrten im Laufe der Jahre immer freundschaftlicher miteinander und wechselten die Anredeform. „Sehr geehrter Herr“ verschwand und wurde durch „lieber Herr“ ersetzt. Als Hömberg zu akademischen Weihen kam, gebrauchte Scheele zuerst den Doktor- und Professorentitel. Hömberg reagierte irritiert: „Hören Sie bloß mit dem schrecklichen ‚Professor‘ auf. Hömberg war ich vorher und ist mir viel lieber“. Der Austausch darüber klingt wie ein ferner Nachhall aus der Hochzeit der Briefsteller. Wir erfahren aus der Korrespondenz viel über Scheele und Hömberg, auch in versteckter Form über ihre Einstellung zum Nationalsozialismus. Die Briefe lassen nur ansatzweise die kritischen Kommentare erahnen, die sie auf gemeinsamen Wanderungen gesprächsweise äußerten. Der spöttische Hömberg war ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus, der aber keinen offenen Widerstand leistete, Scheele ein Mitläufer, der zusehends auf Distanz zur Partei ging.

Nach kriegsbedingter Unterbrechung nahmen Scheele und Hömberg ihre Korrespondenz im Dezember 1945 wieder auf. Beruflicher Alltag und Forschungsprobleme bestimmten ihren Austausch trotz der Rangunterschiede. Hömberg begleitete Scheeles heimatkundliche Schriften wohlwollend und fördernd, Scheele bewunderte Hömbergs Arbeiten, der angesichts seiner Lehrverpflichtungen zunehmend mürrischer wurde. Dreißig Jahre lang machte es beiden Spaß, die Irrtümer anderer zu korrigieren und die Fantasien der Lokalforschung zu widerlegen. Gemeinsam brachten sie den Urheber eines gefälschten Amtsbuchs zu Fall. Hömberg stieß sich an den „kläglichen Machwerken“ der Josefa Berens-Totenohl. Insgesamt sind 196 Briefe im Nachlass Scheeles erhalten, Hömbergs Briefe und Postkarte im Original,

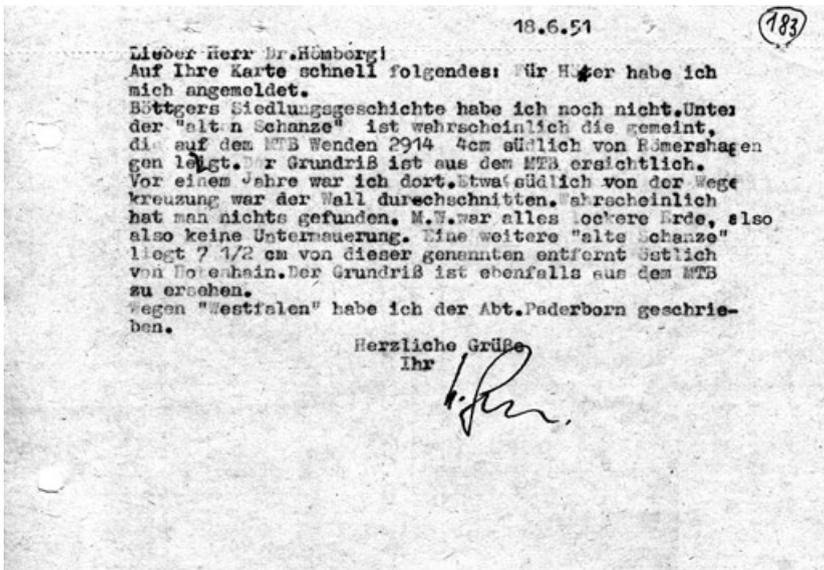


Abb. 3: Privatdozent Albert K. Hömberg (Münster-Roxel) und Volksschullehrer Norbert Scheele (Olpe) tauschten sich 1951 über Detailfragen der südwestfälischen Geschichte auf Postkarten aus (Quelle: Stadtarchiv Olpe, Nachlass Norbert Scheele, Schriftwechsel mit Hömberg, S. 181, 183).

Scheeles Antwort in Durchschlägen. 2004 gab der Olper Stadtarchivar Josef Wermert die Korrespondenz in faksimilierter Form heraus.²⁸

Auch wenn der Begriff der Wissenschaftskommunikation für den Briefwechsel von Scheele und Hömberg zu hoch gegriffen sein mag, so haben wir es dennoch damit zu tun. So wie – gut dokumentiert – Naturwissenschaftler über nationale Grenzen hinweg kommunizierten,²⁹ so fand auch hier ein Meinungs-austausch statt: Wie waren die Quellen zu interpretieren, wie entstanden Theorien zur mittelalterlichen Geschichte des südlichen Westfalen? Die Genese von Hömbergs inzwischen als zu konstruiert kritisierte Lehre von den Ursparreien in Westfalen ist im Briefwechsel ebenso zu verfolgen wie die ständige Suche nach aussagekräftigen Quellen. Über solche Werkstattgespräche kamen die persönlichen Dinge fast zu kurz, denn über die Ehefrauen und die Kinder erfahren wir vergleichsweise wenig, mehr schon über die beruflichen Begleitumstände.

Vor Fall 4 lege ich ein Bekenntnis ab. Heinrich Böll war und ist einer meiner Lieblingsautoren. Als ich kürzlich in einer Böll-Biographie aus Anlass seines 100. Geburtstags von der Korrespondenz mit seinem Freund Ernst-Adolf Kunz aus Gelsenkirchen las,³⁰ wurde ich neugierig und beschloss, die bereits 1994 edierten Briefe hier einzubeziehen. Böll und Kunz lernten sich 1945 in einem Kriegsgefangenenlager im französischen Attichy kennen und schätzen. Nach ihrer Entlassung nahmen sie eine umfangreiche Korrespondenz auf, die gedruckt bis 1953 vorliegt.³¹ Gemeinsam ist beiden der Austausch über die Nöte des Alltags der Nachkriegszeit bis zum Hamstern von Kartoffeln. Im Gegensatz zum ledigen Kunz war Böll von seiner wachsenden Familie okkupiert und schrieb dennoch unverdrossen. Kunz las als einer der ersten seine Manuskripte und kommentiert sie. Er selbst schilderte die Qualen eines Schauspielers, der bei mehreren Bühnen im Ruhrgebiet engagiert war und selbst bei 40 Grad im Schatten in vollem Kostüm auftreten musste. „Jeden Tag Zigeunerbaron und doch kein Geld“. Bald nach der Währungsreform bemerkte Kunz: „Wir spielen ... in den entlegenen Dörfern Westfalens. Es ist manchmal schrecklich“. Kunz gab die Schauspielerei 1949 auf und wurde zuerst Handelsvertreter, dann Besitzer einer Werbeagentur. Als Literaturagent vermarktete er neben-

28 Josef Wermert (Hrsg.): Der Briefwechsel Albert K. Hömberg und Norbert Scheele 1932–1962.

Aus der Werkstatt der westfälischen Landes- und Ortsgeschichte. Ein Beitrag zur Geschichte und Geschichtsschreibung Südwestfalens, Kreuztal 2007.

29 Vgl. Ingrid Kästner (Hrsg.), Wissenschaftskommunikation in Europa im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge der Tagung vom 5. und 6. Dezember 2008 an der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, Aachen 2009.

30 Christian Linder, Das Schwirren des heranfliegenden Pfeils. Heinrich Böll. Eine Biographie, Berlin 2009, S. 203–219 u. ö.

31 Herbert Hoven (Hrsg.), „Die Hoffnung ist wie ein wildes Tier“. Der Briefwechsel zwischen Heinrich Böll und Ernst-Adolf Kunz 1945–1953, Köln 1994, Zitate 107, 153.

bei auch Bölls Kurzgeschichten, bevor er selbst unter einem Pseudonym Bücher verfasste.

Was lernen wir aus diesem Briefwechsel über Westfalen in der ersten Nachkriegszeit? Wir erfahren, dass Böll im Juli 1947 offenbar einen Kurzurlaub in Brilon gemacht, das entgegen dem Kommentar nicht im Westerwald liegt, und dass er 1948 beinahe vom Schnell-Verlag in Warendorf verpflichtet worden wäre.³² Kunz dürfte ihm eine Sicht auf das Ruhrgebiet vermittelt haben, die dann mit der Einführung zu Chargesheimers Bildband literarischen Ruhm gewann.³³ Kunz' Briefe liefern Material zur Beschreibung einer zeitgenössischen Sucht nach Theater, vor allem nach Operetten. Dies sagt viel aus über Bedürfnisse nach Kriegsende. Die unsichere Existenz als Schauspieler und Handlungsreisender teilt er mit vielen anderen, die darüber nichts hinterlassen haben.

Richten wir die Frage nach dem landesgeschichtlichen Quellenwert auch an die übrigen besprochenen Briefwechsel. Die Briefe, die Johann Heinrich Schmidt in Leipzig erhielt, liefern Stoff für die Geschichte des Handels, der von Iserlohn ausging und die Stadt zu einem Zentrum der Frühindustrialisierung in Westfalen machte. Das Erlebnis der Messestadt Leipzig prägte Schmidt sein Leben lang; wir erinnern an die Aufschrift auf dem Briefpaket. Weit über Iserlohn hinaus ist diese Korrespondenz ein Dokument der Ausbildung zum Wirtschaftsbürger in Zeiten der Aufklärung. Sie reiht sich nahtlos ein in die Biographie des Freimaurers, Freundes der Literatur und Abgeordneten des Provinziallandtags Johann Heinrich Schmidt.³⁴ Die Briefe von Luise Funcke und ihren Bruder haben bereits ihre Nachfahrin Ellen Soeding zu einer Familiengeschichte inspiriert, die sie zu „Kulturbildern der in dem Ablauf der Zeiten sich wandelnden Gesellschaft, der Lebenshaltung, des Familienlebens, der Sitten“ ausweitete.³⁵ Was der selbst schriftstellernden Soeding gelegentlich zu farbig geriet, bietet Material zu einer Geschichte des märkischen Bürgertums, das wohlgemerkt auch auf dem Lande und nicht wie in Iserlohn in der Stadt angesiedelt ist. Wer genau hinsieht, erkennt Unterschiede in den Lebensentwürfen und Lebensweisen der Familie Schmidt und Harkort. Ohne die Briefe, nur aus den Geschäftsbüchern oder Bilanzen, wären solche Einsichten nicht zu gewinnen gewesen. Der dritte Fall, die Korrespondenz eines Volksschullehrers mit einem späteren Hoch-

32 Ebd., S. 83, 74, 439.

33 Heinrich Böll/Chargesheimer, *Im Ruhrgebiet*, Köln/Berlin 1958.

34 Wilfried Reininghaus, *La formation du marchand à Iserlohn aux 17e et 18e siècles*, in:

F. Angiolini/D. Roche (Hrsg.), *Cultures et formations négoçiantes dans l'Europe moderne*, Paris

1995, S. 301–308; ders., *Johann Heinrich Schmidt (1767–1830), Iserlohn*, in: Ralf Stremmel/Jürgen

Weise (Hrsg.), *Bergisch-Märkische Unternehmer der Frühindustrialisierung. Rheinisch-Westfälische*

Wirtschaftsbiographien, Bd. 18, Münster 2004, S. 185–214.

35 Ellen Soeding, *Die Harkorts*, 2 Bde., Münster 1957, Klappentext.

schullehrer, gehört zu einer Geschichte der Geschichtsschreibung in Westfalen, die die Entstehung von historischem Wissen und dessen Vermittlung integriert. Die kritische Auseinandersetzung mit dem historischen Stoff durchzieht den Briefwechsel Scheele/Hömborg, der gleichwohl eingebettet ist in eine Kommentierung der zeitgenössischen Politik und Verhältnisse der Korrespondenzpartner. Gemeinsam ist allen Briefen die individuelle Wahrnehmung ihrer Zeit. Dies verleiht ihnen eine Lebendigkeit, die wohl nicht nur auf den ersten Blick anderen, spröderen Quellengattungen wie Amtsbüchern, Schatzungslisten oder Rechnungen abgeht, um nur frühere Gegenstände dieses Workshops zu nennen.

Eine Auswertung der Nordrhein-Westfalen-Bibliographie seit den 1980er Jahren zeigt, dass sich in dieser Zeit wohl keine andere Quellengattung eines so großen Interesses bei in der Landesgeschichte erfreute wie die Briefe.³⁶ Die Ursachen liegen auf der Hand. Der Schub der Alltags- und Mentalitätsgeschichte förderte die Beschäftigung mit solchen Quellen, die unmittelbare Anschauung vermitteln. Die NRW-Bibliographie dokumentiert für die Zeit seit 1983 ohne die Werkausgaben von Schriftstellern rund 200 Publikationen aus Westfalen über Briefe, deren Editionen und Auswertung. Wahrscheinlich liegt die Zahl noch wesentlich höher, denn edierte Briefe im Anhang zu Büchern oder Aufsätzen sind darin nicht erfasst.

Zeitlich reicht der Nachweis in der Datenbank von Martina Hartmanns großer dreibändiger Edition des Briefbuchs von Abt Wibald über den Brief einer Dortmunderin an einen Essener Färber um 1400, über Briefe von Luther und Melancthon nach Westfalen bis in die Gegenwart. Zweifellos stehen das 19. und mehr noch das 20. Jahrhundert im Zentrum. Der Erste und der Zweite Weltkrieg im Spiegel von Feldpostbriefen oder Briefen von der Heimatfront sind dominante lokalgeschichtliche Themen. In kleinerer Zahl haben auch die Kriege des 19. Jahrhunderts Briefeditionen ausgelöst, z. B. über die Befreiungskriege 1813/15. Im 20. Jahrhundert kommt die Edition von Briefen der Zwangsarbeiter oder emigrierter jüdischer Familien als ein weiterer Schwerpunkt hinzu. Die Geschichte der Auswanderung aus Westfalen nach Amerika im 19./20. Jahrhundert wertet vor allem die Korrespondenzen über den Atlantik aus. Hier haben die Pionierstudien von Wolfgang Helbig und Walter Kamphoefter viele lokale Aktivitäten ausgelöst.

Die Fülle der Publikationen wirft quellenkundlich Fragen auf. Zum einen sind die Grenzen zwischen den Gattungen Briefen, Tagebüchern und Autobiographien fließend. Mit guten Gründen gelten sie alle, auch die Briefe, als Ego-Dokumente, doch verschwimmen oft Kontexte, Entstehungs- und Überlieferungszusammenhänge.

³⁶ Die Nachweise sind im zweiten Teil des bibliographischen Anhangs zu finden. Auf Einzelhinweise verzichte ich deshalb.

Hier sind weitere regionale Untersuchungen wünschenswert. Unstrittig ist, dass bisher schriftliche Äußerungen jenseits der Eliten viel zu selten Gegenstand von Untersuchungen waren. Es bedarf einer eigenen Suchstrategie, um an die schriftlichen Hinterlassenschaften derjenigen heranzukommen, die es z. B. nicht in die Reihe „Westfälische Briefwechsel und Denkwürdigkeiten“ der Historischen Kommission schafften. Dort finden wir Stein, Vincke, Spiegel und die Fürstin Gallitzin. Die Kriegskorrespondenzen liefern notwendige Ergänzungen und sollten Mut machen, weitere Zeugnisse dieser Art zu suchen und zu finden. Viele von uns haben sie noch in ihrem privaten Besitz. Entdecken wir diese Schätze und verwenden wir darauf so viel analytischen, quellenkritischen und -kundigen Verstand wie nötig!

Bibliographie zu Briefen (Stand Juli 2019)

bearbeitet von Wilfried Reininghaus

Allgemein

- Anderegg, Johannes: Schreibe mir oft! Zum Medium Brief zwischen 1750 und 1830, Göttingen 2001
- Anton, Annette C.: Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert, Stuttgart/Weimar 1995
- Baasner, Rainer (Hrsg.): Briefkultur im 19. Jahrhundert, Tübingen 1999
- Bastl, Beatrix: Formen und Gattungen frühneuzeitlicher Briefe, in: Josef Pauser, Martin Scheutz und Thomas Winkelbauer (Hrsg.), Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, Wien/München 2004, S. 801–812
- Bauer, Ingrid/Hämmerle, Christa (Hrsg.): Liebe schreiben. Paarkorrespondenzen im Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 2017
- Belke, Horst: Literarische Gebrauchsformen, Düsseldorf 1973
- Beyrer, Klaus/Täubrich, Hans-Christian (Hrsg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, Heidelberg 1996
- Bohnenkamp, Anne/Richter, Elke (Hrsg.): Brief-Edition im digitalen Zeitalter, Berlin 2013
- Boureau, Alain/Chartier, Roger, u. a. (Hrsg.): La correspondance. Les usage de la lettre au XIXe siècle. Paris 1991
- Büngel, Werner: Der Brief. Ein kulturgeschichtliches Dokument, Berlin 1938
- Bürgel, Peter: Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 50 (1976), S. 281–297

- Bürgel, Peter: Brief, in: Werner Faulstich (Hrsg.), *Kritische Stichwörter zur Medienwissenschaft*, München 1979, S. 27–47
- Chartier, Roger/Boureau, Alain/Dauphin, Cécile: *Correspondence. Models of Letter-Writing from the Middle Ages to the Nineteenth Century*, Cambridge 1997 [zuerst erweitert in frz. Sprache 1991]
- Constable, Giles: *Letters and Letter-Collections*, Turnhout 1976
- Didczuweit, Veit/Ebert, Jens/Jander, Thomas (Hrsg.): *Schreiben im Krieg – schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege*, Essen 2011
- Dutu, Alexandru/Hösch, Edgar/Oellers, Norbert (Hrsg.): *Brief und Briefwechsel in Mittel- und Osteuropa im 18. und 19. Jahrhundert*, Essen 1989
- Ebrecht, Angelika/Nörtemann, Regina/Schwarz, Herta (Hrsg.): *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*, Stuttgart 1990
- Ermert, Karl: *Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation*, Tübingen 1979
- Ettl, Susanne: *Anleitungen zur schriftlichen Kommunikation. Briefsteller 1880–1980*, Tübingen 1984
- Frühwald, Wolfgang, u. a. (Hrsg.): *Probleme der Brief-Edition. Kolloquium der Deutschen Forschungsgemeinschaft*, Bonn 1977
- Füllner, Bernd (Hrsg.), *Briefkultur im Vormärz*, Bielefeld 2001
- Furger, Carmen: *Briefsteller. Das Medium ‚Brief‘ im 17. und 18. Jahrhundert*, Wien/Köln/weimar 2010
- Gruber, H., u. a.: *Art. Brief, Briefliteratur, Briefsammlung*, in: *Lexikon des Mittelalter*, Bd. 2, München/Zürich 1983, Sp. 648–682
- Habermas, Rebekka: *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850)*, Göttingen 2000 [Briefe als Quelle: 23–27]
- Hämmerle, Christa/Saurer, Edith (Hrsg.): *Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute*, Köln/Weimar 2003
- Hartwig, Helmut: *Zwischen Briefsteller und Bildpostkarte. Briefverkehr und Strukturwandel bürgerlicher Öffentlichkeit*, in: Ludwig Fischer u. a. (Hgg.), *Gebrauchsliteratur. Methodische Überlegungen und Beispielanalysen*, Stuttgart 1976, S. 114–126
- Heimann, Heinz-Dieter (Hrsg.): *Kommunikationspraxis und Korrespondenzwesen im Mittelalter und in der Renaissance*, Paderborn 1998
- Herkle, Senta: *Warenbegleitbriefe*, in: *Südwestdeutsche Archivalienkunde*, URL: <https://www.leo-bw.de/themenmodul/sudwestdeutsche-archivalienkunde/archivaliengattungen/texte/warenbegleitbriefe> [Stand: 30.03.2018]

- Herres, Jürgen/Neuhaus, Manfred (Hrsg.): Politische Netzwerke durch Briefkommunikation. Briefkultur der politischen Oppositionsbewegungen und frühen Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert, Berlin 2002
- Huthwelker, Thorsten: Der Brief im 18. Jahrhundert, in: Südwestdeutschen Archivalienkunde, URL: <https://www.leo-bw.de/themenmodul/sudwestdeutsche-archivalienkunde/archivaliengattungen/texte/briefe/briefe-18-jh> [Stand: 30.03.2018]
- Ischreyt, Heinz: Briefwechsel als Quelle der Kulturbeziehungsforschung. Bericht über die 11. Konferenz des Studienkreises für Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, in: Deutsche Studien 18 (1979), S. 401–416
- Kästner, Ingrid (Hrsg.), Wissenschaftskommunikation in Europa im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge der Tagung vom 5. und 6. Dezember 2009 an der Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 2009, Aachen 2009
- Knobloch, Corinna/Naumann, Kai: E-Mails, in: Südwestdeutsche Archivalienkunde, URL: <https://www.leo-bw.de/themenmodul/sudwestdeutsche-archivalienkunde/archivaliengattungen/sammlungen/e-mails> [Stand: 30.03.2018]
- Knoch, Peter: Feldpostbriefe – eine unentdeckte historische Geschichtsquelle, in: Geschichtsdidaktik 11 (1986), S. 154–171
- Latzel, Klaus: Kriegsbriefe und Kriegserfahrungen: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?, in: WerkstattGeschicht 22 (1999), S. 7–23
- Mattenkloft, Gert/Schlaffer, Hannelore/Schlaffer, Heinz (Hrsg.): Deutsche Briefe 1750–1950, Frankfurt 1988
- Maurer, Michael: Briefe, in: ders. (Hrsg.), Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd. 4: Quellen, Stuttgart 2002, S. 402–426
- Nickisch, Reinhard M. G.: Brief, Stuttgart 1919
- Nickisch, Reinhard: Die Stilprinzipien in den neuen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts, Göttingen 1969
- Reinlein, Tanja: Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale, Würzburg 2003
- Roloff, Hans-Gert (Hrsg.): Wissenschaftliche Briefeditionen und ihre Probleme. Editionswissenschaftliches Symposium, Berlin 1998
- Rückert, Peter: Briefe aus dem Spätmittelalter. Erträge einer internationalen Tagung im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, in: Archivar 67 (2014), S. 385–388
- Schiffermüller, Isolde/Conterno, Chiara (Hrsg.): Transformationen epistolaren Schreibens in der deutschen Literatur, Würzburg 2015
- Schmid, Irmtraut: Was ist ein Brief? Zur Begriffbestimmung des Terminus „Brief“ als Bezeichnung einer quellenkundlichen Gattung, in: Editio 2 (1988), S. 1–7

- Schmidt, Irmtraut: Briefe, in: Friedrich Beck/Eckart Henning (Hrsg.), Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften, 4. Aufl., Köln u. a. 2004, S. 111–118
- Schöttker, Detlev: Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung, München 2008
- Schulte, Regina/Tippelskirch, Xenia von: Reading, Interpreting and Historicizing: Letters as Historical Sources, EUI Working Papers Nr. 2004/2
- Schuster, Jörg/Strobel, Jochen (Hrsg.): Briefkultur. Texte und Interpretationen, Berlin/Boston 2013
- Steinhausen, Georg: Die Privatbriefe des Mittelalters, Bd. 1, Berlin 1899
- Steinhausen, Georg: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Teile, Berlin 1889–1891 (ND 1968)
- Strobel, Jochen: Zur Ökonomie des Briefs und ihren materialen Spuren, in: Martin Schubert (Hrsg.), Materialität in den Editionswissenschaften, Berlin/New York 2010, S. 63–78
- Stumpf, Marcus (Hrsg.): Adel im Krieg. Quellen zum Ersten Weltkrieg aus westfälischen Adelsarchiven, Münster 2015
- Sturm, Patrick: Die E-mail. Ein Kommunikationsmedium des frühen 21. Jahrhunderts quellenkundlich betrachtet, in: Holger Berwinkel/Robert Kretzschmar/Karsten Uhde (Hrsg.), Moderne Aktenkunde, Marburg 2016, S. 109–209
- Ulrich, Bernd: Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933, Essen 1997
- Vellusig, Robert: Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert, Wien 2000
- Vellusig, Robert/Beyrer, Klaus: Art. Brief, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 2, Stuttgart/Weimar 2005, Sp. 406–417
- Wallnig, Thomas: Gelehrtenkorrespondenzen und Gelehrtenbriefe, in: Josef Pauser, Martin Scheutz und Thomas Winkelbauer (Hrsg.), Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, Wien/München 2004, S. 813–827
- Weiss, Stefan: Briefe, in: Bernd-A. Rusinek u. a. (Hgg.), Einführung in die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt Neuzeit, Paderborn 1992, S. 45–60
- Wiethölter, Waltraud/Bohnenkamp, Anne (Hrsg.): Der Brief – Ereignis & Objekt. Frankfurter Tagung, Frankfurt 2010
- Wubs-Mrozewicz, Justyna: Kopieergedrag, in: Tijdschrift voor Geschiedenis 127 (2014), S. 603–624 [Zirkularkorrespondenz unter Hansestädten durch Erstellung von Abschriften]

- Wubs-Mrozewicz, Justyna: Die Zuiderzeestädte in der Hanse. Informationsaustausch, Konflikte und Konfliktlösung, in: Hansische Geschichtsblätter 134 (2016), S. 19–38
- Zott, Regine: Private Gelehrtenkorrespondenz als informelles Kommunikationsmedium, in: Hans-Gert Roloff (Hrsg.), Wissenschaftliche Briefeditionen und ihre Probleme. Editionswissenschaftliches Symposium, Berlin 1998, S. 43–72

Briefe als Quellen der westfälischen Landesgeschichte (Auswahlbibliographie)

Die nachgewiesenen Publikationen zu Briefen sind der NRW-Bibliographie ab 1983 entnommen (<https://nwbib.de/>; Stand: 30.06.2018). Sie wurden – soweit nötig – in eckigen Klammern ergänzt. Die Publikationen vor 1983 wurden nach dem Kenntnisstand des Autors ergänzt, da es kein zentrales Nachweismittel gibt, das diese Quellengattung ausweist. Vollständigkeit wird nicht beansprucht.

- Bartolosch, Thomas A. (Hrsg.): Siegerländer und Wittgensteiner in der Neuen Welt, Siegen 1999
- Behr, Hans-Joachim: Franz von Waldeck, Fürstbischof zu Münster und Osnabrück, Administrator zu Minden (1491–1553), 2. Teilband: Quellen, Urkunden und Akten, Münster 1998
- Bernet, Claus: „Daß Innerste meines Hertzens mittheilen“. Die Korrespondenz Johann Georgs Gichtels an Fürstäbtissin Elisabeth zu Herford, in: Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 16 (2008), S. 203–222 [Briefsammlung 1666–1667]
- Bettge, Götz (Hrsg.): Ein Westfale in China. Briefe und Fotografien 1895–1900. Der Nachlaß Robert Löbbecke, Iserlohn, Münster 1982
- Biermann, Andreas: Melanchthon und Lippe. Zwei wiederentdeckte Briefe des Wittenberger Reformators, in: Jahrbuch für westfälische Kirchengeschichte 85 (1991), S. 136–148
- Blindow, Martin: Der Briefwechsel Meta Sprickmann-Kerckerincks mit A. M. Sprickmann als Quelle zum Konzertleben Münsters in den Jahren 1814–1825, in: Erpho Bell (Hrsg.), „Dank Gott und Fürstenberg, dass sie mich auf den Weg brachten“. Anton Matthias Sprickmann (1749–1833). Ausstellungskatalog Münster 1999, S. 177–192
- Boden, Ragna: Der Zar in Lippe? Ein Brief Peters des Großen an den Grafen Friedrich Adolf zur Lippe aus dem Jahr 1717. Edition und Kommentar, in: Lippische Mitteilungen 74 (2005), S. 211–218

- Böning, Adalbert: Ein Brief des Jacob Falk, eines um 1810 aus Altena nach England ausgewanderten Juden, an seine Geschwister in der alten Heimat (9. Januar 1820), in: *Der Märker* 47 (1998), S. 71–76
- Büsemeyer, Heinrich: „Wer behauptet, der Krieg mache die Menschen besser, der spricht eine Lüge aus“. Briefe des Besekämper Hauptlehrers Heinrich Büsemeyer 1916–1918, in: *Historisches Jahrbuch des Kreises Herford* 18 (2011), S. 161–191
- Buß, Carolin: Zwischen Kriegsbegeisterung und Niedergang. Erfahrungen im Ersten Weltkrieg im Spiegel von Feldpostbriefen, in: *Unser Bocholt* 65 (2014), S. 43–51
- Chaoui, Maren: Seelsorge, Frömmigkeit und Kriegserfahrungen im Ersten Weltkrieg, Münster 2013 [Feldpost an Pfarrer Hegemann in Brochterbeck; Auswertung und Edition]
- Conrad, Horst (Hrsg.): Ein Gegner Bismarcks. Dokumente zur Neuen Ära und zum preußischen Cerfassungskonflikt aus dem Nachlaß des Abgeordneten Heinrich Beitzke (1798–1867), Münster 1994 [120 Briefe 1855–1867]
- Cramer, Otto: Von Bielefeld bis zur Beresina. Spuren des vermißten Vaters Ludwig Cramer. Briefe und andere Dokumente, Münster 2005 [Rußlandfeldzug 1941–1945]
- Decker, Rainer: Ein Kirchenrebell in Paderborn um 1800. Neue Quellen zum Fall Ferdinand Becker, in: *Westfälische Zeitschrift* 167 (2017), S. 211–330 [im Anhang S. 244–251 Briefe 1798–1814]
- Ehbrecht, Wilfried: Reformation, Seditio und Kommunikation. Beiträge und Fragen zum Soester Prädikanten Johann Wulff von Kampen, in: Gerhard Köhn (Hrsg.), *Soest. Stadt – Territorium – Reich. Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest*, Soest 1981, S. 243–326 [Anlagen Korrespondenzen des Soester Rats, u. a. mit Luther, 1532]
- Dascher, Ottfried: Kaufmannsbriefe, in: ders./Wilfried Reininghaus/Gabriele Unverferth (Hrsg.), *Soll und Haben. Geschichte und Geschichten aus dem Westfälischen Wirtschaftsarchiv*, Dortmund 1991, S. 66–67
- Ellerbrock, Karl-Peter (Hrsg.): *Westfälische Wirtschaftsgeschichte. Quellen zur Wirtschaft, Gesellschaft und Technik vom 18. bis 20. Jahrhundert aus dem Westfälischen Wirtschaftsarchiv*, Münster 2017 [S. 60–69 Briefe von Eduard Kleine aus Dortmund 1855–1868]
- Elling, Wilhelm: Feldpost aus dem Deutsch-Österreichischen Krieg 1866, in: *Jahrbuch Westfalen* 62 (2008), S. 24–26
- Fechenbach, Felix: *Mein Herz schlägt weiter. Briefe aus der Schutzhaft*, Passau 1987 [1933]

- Fehse, Monika: „und dey grone [...] dey sal vat dunker eftich syn“ ... Geseke Berswordes Brief an einen Essener Färber, in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark 90 (1999), S. 79–91 [um 1400]
- Fraatz, Paul: Briefe Chr. Ludwig Hoffmanns an seine Patientin, die Fürstin Adelheid Amalie von Gallitzin aus den Jahren 1781–1793, in: Westfälische Zeitschrift 96 (1940), I, S. 153–174
- Fritsch, Regina: Briefe aus Amerika. Zur Lebensgeschichte einer Frau im 19. Jahrhundert, in: Beiträge zur Volkskunde und Hauskunde 2 (1987), S. 145–150 [Rietberg-Varensell um 1860]
- Gahrau, Erich (Hrsg.): Isselhorster Briefwechsel zwischen Johann Moritz Schwager und seiner Frau Helene, in: 99. Jahresbericht des Historischen Vereins der Grafschaft Ravensberg 2014, S. 7–52
- Gladen, Albin u. a. (Hgg.): Hollandgang im Spiegel der Reiseberichte evangelischer Geistlicher. Quellen zur saisonalen Arbeitswanderung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, 2 Bde., Münster 2007
- Gödden, Walter: Die andere Annette. Annette von Droste-Hülshoff als Briefschreiberin, 3. Aufl., Paderborn 1996
- Goebel, Klaus: Dieß schreibt Dir aus liebendem Herzen. Briefe von Sabine Diesterweg und ihrer Familie, Göttingen 2017
- Goette, Jürgen Wolfgang: Weerths Briefe aus dem Revolutionsjahr, in: Georg Weerth und das Feuilleton der „Neuen Rheinischen Zeitung“. Kolloquium, Bielefeld 1999, S. 105–114
- Gotthard, Joseph: Briefe von und an Werner von Haxthausen, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 53 (1915), S. 339–357
- Grande, Jasmin (Hrsg.): Hüser, Fritz 1908–1979. Briefe, Oberhausen 2008
- Grevel, Wilhelm: Vier Briefe von Nicolaus Kindlinger an den Pfarrer Johann Friedrich Möller in Elsey, Essen 1909
- Grosse, Siegfried: „Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung“. Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefe und Berichten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch, Bonn 1989 [Ruhrgebiet]
- Grywatsch, Jochen: Mit Sprickmann möchte' ich vor hundert anderen korrespondieren. Anton Matthias Sprickmanns literarischer Briefwechsel der 1770er Jahre, in: Erpho Bell (Hrsg.), „Dank Gott und Fürstenberg, dass sie mich auf den Weg brachten“. Anton Matthias Sprickmann (1749–1833). Ausstellungskatalog Münster 1999, S. 95–113
- Gummersbach, Hans W.: Sozialhistorische und soziologische Forschungen zur jüdischen Minderheit in der westfälischen Stadt Ahlen vor und während des Natio-

- nalsozialismus unter besonderer Berücksichtigung lebensgeschichtlicher Selbstzeugnisse, Diss. Paderborn 1996
- Halfmann, Ulrich: Erstaunliches aus Brackwede–„Krähwinkel“. Die Briefe der Friede Schwarz an ihren in die USA ausgewanderten Bruder Louis (1845–1846), in: Ravensberger Blätter 2011, Heft 2, S. 19–31
- Hanschmidt, Alwin: Drei neu entdeckte Briefe Justus Möser's an den münsterschen Minister Franz von Fürstenberg aus dem Jahr 1773, in: Osnabrücker Mitteilungen 99 (1994), S. 215–221
- Hartlieb von Wallthor, Alfred: Unbekannte Briefe des Freiherrn von Stein an Caspar Geisberg aus den Jahren 1826 bis 1831, in: Westfälische Zeitschrift 107 (1957), S. 153–168
- Hartmann, Martina (Hrsg.), Das Briefbuch Abt Wibalds von Stablo und Corvey, 3 Bde., Hannover 2012
- Heimatverein Legden (Hrsg.), Briefe an Rika. Auf der Suche nach den jüdischen Familien Seligmann und Rosenbaum aus Legden, Legden 2009
- Heimatverein Löhne (Hrsg.): Amerikaauswanderer aus dem unteren Werretal, Löhne 1985
- Helbich, Wolfgang J./Kamphoefner, Walter D./Sommer, Ulrich (Hrsg.), Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830–1930, München 1988
- Helbich, Wolfgang J./Kampfoefner, Walter D. (Hrsg.): Deutsche im amerikanischen Bürgerkrieg. Briefe von Front und Farm 1861–1865, Paderborn 2002
- Hennigs, Annette: Der dokumentarische Gehalt von Anfragen ehemaliger Zwangsarbeiter/-innen an das Staatsarchiv Münster, in: Wilfried Reininghaus/Norbert Reimann (Hrsg.): Zwangsarbeit in Deutschland. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien, Bielefeld 2001, S. 84–91
- Hofäus. Wilhelm: Aus den Briefen Anton Mathias Sprickmanns an Jenny von Voigts, geb. Möser, in: Westfälische Zeitschrift 40 (1882), I, S. 3–49
- Holtmann, Antonius (Hrsg.): „Für gans Amercia gehe ich nich wieder bei die Soldaten“. Briefe des Ochtruper Auswanderers Theodor Heinrich Brandes aus dem amerikanischen Bürgerkrieg 1862/63, Bremen 1999
- Hötting, Ingeborg (Hrsg.): „Früher war der Krieg nur an der Front. Und heute ist er auch im Vaterland“. Kriegserleben im Spiegel der Briefsammlung der Familie Wessels in der Wikbertstraße in Vreden, in: Tausend Jahre Vreden 1933–1945, Vreden 2008, Bd. 2, S. 1047–1123
- Ijewski, Thomas: „Folgende Kranke in ihre Fürbitte aufnehmen“. Tillmann Siebel und seine Briefe an Johann Christoph Blumhardt, in: Jahrbuch für evangelische Kirchengeschichte 108 (2012), S. 127–197

- Jachnow, Waltraud: ... und die Erinnerung tragen wir im Herzen. Briefe ehemaliger Zwangsarbeiter Bochum 1942–1945, Bochum 2002 [Dokumentation unter Ein-schluß von Briefen von Zwangsarbeitern 1992–2001]
- Jansen, Heinz (Hrsg.): Briefe aus dem Stolberg- und Novalis-Kreis, Münster 1932
- Jung-Stilling, Johann-Heinrich: Briefe an Verwandte, Freunde und Fremde aus den Jahren 1787–1816, Hildesheim 1978
- Kammeier, Heinz-Ulrich: Die Vereinigten Staaten 1869, 1877, 1927 und 1928 in Briefen von Auswanderern aus dem Kreis Lübbecke, in: Mitteilungen des Minderer Geschichtsvereins 56 (1984), S. 101–111
- Kammeier, Heinz-Ulrich: „Ach, wie schön ist es in diesem gelobten Amerika“. Auswandererbriefe aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung 1890–1952, Espelkamp 1994
- Kammeier, Heinz-Ulrich: „Halleluja, jetzt sehen wir Amerika“. Auswandererbriefe aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung 1836–1889, Espelkamp 1994
- Kammeier, Heinz-Ulrich: „So besitz Euch doch nicht lange und kommt herrüber“. Briefe von Amerikauswanderern aus dem Kreis Lübbecke aus zwei Jahrhunderten, 3. Aufl., Münster 1989
- Keinemann, Friedrich: Westfälischer Adel und preußische Staatsverwaltung. Aus unveröffentlichten Briefen Werner von Haxthausens, in: Westfälische Zeitschrift 120 (1970), S. 458–465
- Keinemann, Friedrich: Das Kölner Ereignis, sein Widerhall in der Rheinprovinz und in Westfalen, Bd. 2: Quellen, Münster 1974
- Kiehnbaum, Erhard: „Wäre ich auch zufällig ein Millionär geworden, meine Gesinnungen und Überzeugungen würden dadurch nicht gelitten haben“. Friedrich Annekes Briefe an Friedrich Hammacher, 1846–1859, Wuppertal 1998
- Kistner, Hans-Jürgen: Frankreichfeldzug und Waterloo. Die Briefe des Kamener Apothekers Carl Reinhard aus den Jahren 1814/15. Eine Edition, in: Eckhard Trox/Susanne Conzen (Hrsg.), Wider Napoleon, Lüdenscheid 2013, S. 179–206
- Klein, Hartmut: „Hoffentlich macht der liebe Gott den Krieg bald zu Ende“. Feldpostkarten, geschrieben von Landsturmmann Hermann Löchte aus Rheine, in: Rheine. Gestern, heute, morgen 72 (2014), S. 96–106
- Klenk, Marion: Briefe preußischer Bergarbeiter 1816–1918. Eine soziolinguistische Studie zur Arbeiterschriftsprache im 19. Jahrhundert, in: Dieter Cherubim/Siegfried Grosse/Klaus J. Mattheier (Hrsg.), Sprache und bürgerliche Nation, Berlin 1998, S. 317–340
- Kloosterhuis, Jürgen (Bearb.): Bauern, Bürger und Soldaten. Quellen zur Sozialisation des Militärsystems im preußischen Westfalen 1713–1803, Münster 1992

- [unter den Regesten zu 433 Quellen zahlreiche zu Briefen amtlicher und privater Provenienz]
- Knüppel, Michael: Vier Briefe von Franz Boas an Hermann Wagner aus den Jahren 1888 bis 1891, in: Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins 86 (2014), S. 151–157
- Kochendörffer, Heinrich (Hrsg.): Briefwechsel zwischen Stein und Vincke, Münster 1930
- Kochendörffer, Heinrich (Hrsg.): Briefe Jung-Stillings an Ludwig von Vincke, in: Siegerland 14 (1932), S. 24–31
- Kohl, Rolf-Dieter: Ein Brief des Wiblingwerder Bauernsohnes Johann Hermann Dressel aus dem Siebenjährigen Krieg, in: Der Märker 28 (1979), S. 82–84
- Kohl, Wilhelm: Der Brief Rothmanns an die Stadt Soest, in: Gerhard Köhn (Hrsg.), Soest. Stadt – Territorium – Reich. Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest, Soest 1981, S. 231–242
- König-Heuer, Ursula: „... so lieve Wichter aus de ut't Mönsterland, de kummt alle in'n Himmel“: Ein plattedeutscher Brief aus dem Ersten Weltkrieg im Kreisarchiv Coesfeld, in: Jahrbuch der August-Wibbelt-Gesellschaft 31 (2015), S. 85–89
- König-Heuer, Ursula/Paulus, Julia (Hrsg.), „In der Ferne das Donnern der Kanonen“. Briefwechsel eines Billerbecker Soldaten mit seiner Mutter im Ersten Weltkrieg, Münster 2014
- Koppetsch, Axel (Hrsg.): „Bin kein Schriftsteller, sondern ein einfacher Sohn des Waldes“. Inventar der Selbstzeugnisse in den Beständen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen Abteilung Westfalen, Düsseldorf 2011
- Kroker, Heike (Hrsg.): Zwangsarbeit 1939–1945. „Ich habe die Deutschen nie gehaßt“. Briefe ehemaliger Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus der Ukraine. Dokumentation einer Begegnung, Hamm 2003 [29 Briefe aus der Ukraine 2002–2003]
- Kühlmann, Wilhelm: Jacob Baldes Korrespondenz mit Ferdinand von Fürstenberg. Text, Übersetzung, Erläuterungen, in: Euphorion 76 (1982), S. 133–155
- Lefert Reimelt, Gerhard: Die Briefe des Auswanderers Gerhard Lefert gt. Reimelt aus Ahaus-Wüllen, in: Wüllener Heimatblätter 28 (2009), S. 42–49
- Lerche, Eva-Maria/Stratmann, Hildegard (Hrsg.): Lebenszeichen. Privatbriefe unterbürgerlicher Schichten aus den Akten des westfälischen Landarmenhauses (1844–1871), Münster/New York 2012 [Edition aus dem Bestand LWL-Archivamt für Westfalen Best. 663]
- Lewe, Otto: Luthers Briefe an Fraterherren, Rat und Äbtissin zu Herford, in: Der Minden-Ravensberger 56 (1984), S. 95–97

- Lindemann, Margot: Nachrichtenübermittlung durch Kaufmannsbriefe. Brief-„Zeitungen“ in der Korrespondenz Hildebrand Veckinhusens (1398–1428), Dortmund 1978
- Linnemeier, Bernd-Wilhelm/Kosche, Rosemarie: „Darum, meine lieben Söhne, gedenkt, daß es Gott der Allmächtige so mit uns haben will, daß wir so zerstreut sind“. Jüdische Privatkorrespondenz des mittleren 16. Jahrhunderts aus dem nordöstlichen Westfalen, in: *Aschkenas* 8,2 (1998), S. 275–324
- Lipgens, Walter: Ferdinand August Graf Spiegel und das Verhältnis von Kirche und Staat 1789–1835. Die Wende vom Staatskirchentum zur Kirchenfreiheit, Teilband 2: Quellen und Verzeichnisse, Münster 1965
- Lipgens, Walter/Kohl, Wilhelm (Hrsg.): Briefe Ferdinand August von Spiegels zum Diesenberg, Domdechanten zu Münster und Erzbischofs zu Köln an Karl vom und zum Stein, Münster 1989
- Löffler, Klemens: Zwanzig Briefe des Herforder Fraterherrn Jakob Montanus an Willibald Pirkheimer, in: *Westfälische Zeitschrift* 72 (1914) I, S. 22–46
- Lückel, Ulf: Ein Soldatendankbrief an Pfarrer Knies in Raumland aus dem Jahr 1939, in: *Wittgenstein* 74 (2010), 2, S. 69–71
- Mitschke-Buchholz, Gudrun: Lebenslängliche Reise. Briefe der jüdischen Familie Herzberg aus Detmold 1939–1943, Bielefeld 2013
- Mohrmann, Wolf-Dieter: Der Krieg ist hart und grausam. Feldpostbriefe an den Osnabrücker Regierungspräsidenten 1941–1944, Osnabrück 1944
- Möllenhoff, Gisela: Vor der Deportation. Briefe Münsteraner Eltern an ihre Kinder in der Fremde, in: Arno Herzig/Karl Teppe/Andreas Determann (Hrsg.), *Verdrängung und Vernichtung der Juden in Westfalen*, Münster 1994, S. 125–142
- Möllenhoff, Gisela: „Versucht bitte alles zu erfahren, was aus mir geworden ist“. Ein Brief von Lieselotte Rosenbaum aus dem Warschauer Ghetto, in: Arno Herzig/Karl Teppe/Andreas Determann (Hrsg.), *Verdrängung und Vernichtung der Juden in Westfalen*, Münster 1994, S. 156–168
- Neuhaus, Werner: Ein „Monstrebrieft“. Der bisher unauffindbare Brief von Ferdinand Lassalle an Clemens August Graf von Westphalen vom 17. Mai 1855, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 57 (2017), S. 387–412
- Nordsiek, Hans: „Bitte vergessen Sie uns nicht“. Briefe verfolgter und deportierter Juden von 1939 bis 1944, in: *Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins* 69 (1988), S. 65–109
- Oeben, Marcel: Frau Ohle im Krieg. Ein Briefwechsel zwischen Front und Heimat aus Lemgo, in: Julia Paulus/Silke Eilers (Hrsg.), *Zeugnisse von der „Heimatfront“ Westfalen 1914–1918*, Münster 2016, S. 255–267

- Offenberg, Klaus/Reckers, Heinz-Josef (Hrsg.): Die Briefe des Lieutenant Heinrich Offenberg aus den Befreiungskriegen 1814/15, Münster 2014
- Opfermann, Ulrich: Ein Brief aus Wittgenstein in Romanes aus dem Jahre 1838, in: Siegener Beiträge 2 (1997), S. 88–92
- Orzschig, Johannes: Briefe des Fürstbischofs von Paderborn Ferdinand v. Fürstenberg an seinen Pariser Residenten Christophe Brosseau aus den Jahren 1673/74, in: Westfälische Zeitschrift 129 (1979), S. 247–266
- Pallaske, Christoph (Hrsg.): Ein Westfale in Amerika. Dokumentation der Auswanderung August Hölschers in Briefen 1834–1860, Siegen 1992 [Briefe an und von August Hölsche, * 1819 Epe, † 1890 San Francisco, und seine Familie]
- Paulus, Julia/Röwekamp, Marion (Hrsg.): Eine Soldatenheimschwester an der Ostfront. Briefwechsel von Annette Schücking mit ihrer Familie (1941–1943), Paderborn 2015
- Pechstaedt, Volkmar von (Hrsg.): Andreas Romberg, Briefwechsel (1798–1821), Kassel 2009 [Romberg war Mitglied der Hofkapelle Münster 1782–1784]
- Peters, Christian: „Ich unterbreche mein nächtliches Arbeiten und empfehle uns allen dem göttlichen Schutz in Christus, dem Erzarzt“. Drei unbekannte Briefe Thomas Balthasar Havers († 1625), des ersten Inspektors lutherischen Gemeinden der Grafschaft Mark, in: Jahrbuch für westfälische Kirchengeschichte 110 (2014), S. 63–72
- Pferdekamp, Dieter (Hrsg.): „Dein Volk ist mein Volk“. Elisabeth Hömberg, Tagebuch und Briefe, 1938–1946, Münster 2017
- Prass, Reiner: Die Brieftasche des Pfarrers. Wege der Übermittlung von Informationen in ländliche Kirchengemeinden des Fürstentums Minden, in: Ralf Prüve/Norbert Winnige (Hrsg.), Wissen ist Macht. Herrschaft und Kommunikation in Brandenburg-Preußen 1600–1850, Berlin 2001, S. 69–82
- Reddemann, Karl (Bearb.): Zwischen Front und Heimat. Der Briefwechsel des münsterischen Ehepaares Albert und Agnes Neuhaus 1940–1944, hrsg. von Franz-Josef Jakobi und Roswitha Link, Münster 1996
- Reinhard, Ewald: Vier Briefe von J. H. Kistemaker an Fr. B. von Buchholz, in: Westfälische Zeitschrift 103/104 (1954), S. 203–210 [1814/15]
- Reininghaus, Wilfried: Alltag und Kriegsfurcht 1813 in Lüdenscheid. Fünf Briefe von Luise Funcke geb. Harkort (1757–1838) an ihren Bruder Johann Caspar Harkort IV. (1753–1818), in: Der Märker 45 (1996), S. 98–105
- Reininghaus, Wilfried: Amsterdam-Harkorten via Wesel. Briefe des Handelshauses Johann Caspar Harkorten an Heinrich Biben & Gebrüder in Wesel (1750–1754), in: Wesel. Beiträge zur Stadtgeschichte, Wesel 1985, S. 123–141

- Reininghaus, Wilfried: Die „glücklich überstandenen Probejahre“ des Johann Heinrich Schmidt. Briefe aus Iserlohn nach Leipzig (1780–1783), in: Wolfgang Bockhorst (Hrsg.), *Tradita Westphaliae*, Münster 1987, S. 349–399
- Reininghaus, Wilfried: Die historischen Arbeiten des Elseyer Pfarrers Johann Friedrich Möller. Ein Beitrag zur westfälischen Landesgeschichtsforschung um 1800, in: *Westfälische Zeitschrift* 144 (1994), S. 135–165 [S. 152–165 Nachlaß und Briefe Möllers]
- Reininghaus, Wilfried: General von der Groeben, König Friedrich Wilhelm IV., die Revolution in Münster und in Westfalen 1848/49, in: *Die Stadt als Kommunikationsraum. Beiträge zur Stadtgeschichte vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Festschrift für Karl Czok zum 75. Geburtstag*, hrsg. von Helmut Bräuer u. Elke Schlenkrich, Leipzig 2001, S. 587–608
- Reininghaus, Wilfried: Handwerkerrechnungen der Frühneuzeit in einem westfälischen Adelsarchiv. Quellen und Forschungsfragen zu einer Schnittstelle zwischen zwei sozialen Gruppen, in: Wilfried Ehbrecht u. a. (Hrsg.), *Der weite Blick des Historikers. Einsichten in Kultur-, Landes- und Stadtgeschichte. Peter Johaneck zum 65. Geburtstag*, Köln/Weimar/Wien 2002, S. 181–199
- Reuter, Karl: Der Altenaer Pfarrer Stephan Friedrich Evertsbusch als Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung, in: *Der Märker* 22 (1973), S. 79–83, 97–100
- Rittmann, Annegret (Bearb.): „Wozu die ganze Welt, wenn ich nicht malte“. Ida Gerhardi (1862–1927), Briefe einer Malerin zwischen Paris und Berlin, Essen 2012 [* 1862 Hagen, † 1927 Lüdenscheid; 1. Edition 1913]
- Rottschäfer, Ulrich: „Gott behüte unsere Lande, unsere Seelen vor der Schande“. Patriotische Briefseelsorge im Ersten Weltkrieg – ein Beispiel aus Minden-Ravensberg, in: *Jahrbuch für westfälische Kirchengeschichte* 111 (2015), S. 149–161
- Salmann, Peter (Hrsg.): *Carls Briefe. Briefe des Verlegers Carl Leopold an seine Mutter 1940–1944*, Warendorf 2009
- Scheffler, Jürgen: Biographische Dokumente, Briefe und Fotos als Quellen zur jüdischen Geschichte. Lemgo im 20. Jahrhundert, in: Andreas Lange/ders. (Hrsg.), *Auf den Spuren der Familie Gumpel. Biografische Zeugnisse als Quellen zur jüdischen Geschichte im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2006, S. 9–26
- Schipmann, Johannes Ludwig: *Politische Kommunikation in der Hanse (1550–1621). Hansetage und westfälische Städte*, Köln/Weimar/Wien 2004
- Schlieper, Edith (Hrsg.): *Friedrich Wilhelm Bessel. Ich habe euch lieb, aber der Himmel ist näher. Eine Autobiographie in Briefen*, Minden 1984 [* 1784 Minden, † 1846 Königsberg, Astronom]

- Schlimmgen-Ehmke, Katharina: Diesseits des Alltags. Familienbriefe der Unkrauts zwischen 1827 und 1838, in: Baumeier, Stefan/Schlimmgen-Ehmke, Katharina (Hrsg.): Goldene Zeiten. Sauerländer Wirtschaftsbürger vom 17. bis 19. Jahrhundert, Essen 2001, S. 304–315
- Schmalstieg, Gerhard: Zwischen „Plauderei“ und Anteilnahme. Der Briefwechsel zwischen dem Lowicker Fabrikarbeiter Heinrich Stegger und seiner Ehefrau Maria, geb. Overbeck, in: Julia Paulus/Silke Eilers (Hrsg.), Zeugnisse von der „Heimatfront“ Westfalen 1914–1918, Münster 2016, S. 205–222
- Schmidt, Daniel: „Bin noch gesund und munter“. Gelsenkirchener Feldpost aus dem Großen Krieg 1914–1918, Essen 2014
- Schmidt, Daniel: Über das Sorgen und Versorgen im Ersten Weltkrieg. Die Korrespondenz der Familie Schäfer aus Horst-Emscher, in: Julia Paulus/Silke Eilers (Hrsg.), Zeugnisse von der „Heimatfront“ Westfalen 1914–1918, Münster 2016, S. 223–233
- Schneider, Hubert (Hrsg.): „Es lebe das Leben ...“ Die Freimarks aus Bochum – eine deutsch-jüdische Familie. Briefe 1938–1946, Essen 2005
- Schockenhoff, Volker: O sprecht! Warum zogt Ihr von dannen? Antworten ost-westfälischer Auswanderer im Spiegel ihrer Briefe, in: Wir zeigen Profil. Aus den Sammlungen des Staatsarchivs Detmold, Detmold 1990, S. 51–68
- Schoen, Helga: „Meine liebe gute Hanna ...“ Briefe von Peter August Böckstiegel an seine Verlobte während des Ersten Weltkrieges, Gütersloh 2016
- Schoof, Wilhelm: Freundesbriefe der Familie von Haxthausen an die Brüder Grimm, in: Westfälische Zeitschrift 94 (1938), S. 57–142
- Scholz, Gabriele (Bearb.): „Wer schreibt, der bleibt“. Beiträge über das Schreiben von Briefen und Karten, Bergkamen 2012 [Beschreibung privater Briefsammlungen; Abb. einzelner Briefe]
- Schönebeck, Christine (Hrsg.): Vorstellen könnt Ihr Euch den Krieg gar nicht, so schrecklich ist der. Die Feldpost des Gladbecker Schülers Franz Küster an seine Eltern (1915–1918), Gladbeck 2005
- Schoof, Wilhelm: Briefwechsel zwischen Schücking und Geibel, in: Westfälische Zeitschrift 116 (1966), S. 137–143
- Schumacher, Martin: Auslandsreisen deutscher Unternehmer 1750–1851 unter besonderer Berücksichtigung von Rheinland und Westfalen, Köln 1968
- Schupp, Volker: Unbekannte Briefe des Reichsfreiherrn Joseph von Laßberg an Friedrich Carl Freiherrn von und zu Brenken, in: Westfälische Zeitschrift 128 (1978), S. 119–159
- Schwinge, Gerhard (Hrsg.): Johann Heinrich Jung-Stilling. Briefe, Gießen 2002

- Setz, Doris/Setz, Werner: Briefe an den „verlorenen Sohn“. Dokumente aus der Zeit des Kriegsendes in Olpe 1944/45, in: Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe 76 (2005), Heft 2, S. 141–176
- Soeding, Ellen: Die Harkorts, 2 Bde., Münster 1957 [Bd. 2, S. 590–603: „Feldpostbriefe“ 1815]
- Spata, Manfred: Brief des Grafen von Hertzberg an den Schwelmer Pfarrer F. C. Müller vom 15. Februar 1793, in: Beiträge zur Heimatkunde der Stadt Schwelm und ihrer Umgebung N. F. 44 (1994), S. 144–147
- Stache-Weiske, Agnes (Bearb.): Welche tolle Zeiten wir erleben! Die Briefe des lip-pischen Kanzlers Friedrich Ernst Balhorn-Rosen an seinen Sohn Georg in Konstantinopel, 1847–1851, Detmold 1999
- Steffens, Wilhelm (Hrsg.): Johann Hermann Hüffer: Lebenserinnerungen, Briefe und Aktenstücke, Münster 1952
- Stratmann, Hildegard: Lebenszeichen – Briefe aus den Akten des Landarmenhauses Benninghausen. Kontexte und Strategie privater Schriftlichkeit in den unterbürgerlichen Schichten Westfalens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 57 (2012), S. 75–102
- Stremmel, Ralf: Zeugen der Zeit. Briefe aus dem Historischen Archiv Krupp, Darmstadt 2017
- Stückemann, Frank (Hrsg.): Johann Moritz Schwager. Briefe aus Jöllenbeck, Bielefeld 2016
- Stückemann, Frank: „Ihre Freundschaft ist mir unschätzbar“. Friedrich Nicolai als Geschäfts-, Korrespondenz- und Verlagspartner des Jöllenbecker Pfarrers und Aufklärers Johann Moritz Schwager (1738–1804), in: Jahrbuch für westfälische Kirchengeschichte 103 (2007), S. 157–210
- Stückemann, Frank/Gahrau, Ernst (Hrsg.): Johann Moritz Schwager/Helene Goesling, Brautbriefe, Bielefeld 2014 [1768/69]
- Stupperich, Robert: Unbekannte Briefe und Merkblätter Johann Groppers aus den Jahren 1542–1549, in: Westfälische Zeitschrift 109 (1959), S. 97–107
- Stupperich, Robert (Bearb.): Die Schriften Bernhard Rothmanns, Münster 1970
- Stupperich, Robert (Bearb.): Das Fraterhaus zu Herford, Teil 2: Statuten, Bekenntnisse, Briefwechsel, Münster 1984
- Sudhoff, Siegfried: Der Kreis von Münster. Briefe und Aufzeichnungen Fürstenbergs, der Fürstin Gallitzin und ihrer Freunde, Teil 1, 2 Hälften, Münster 1962/1964
- Tenfelde, Klaus/Trischler, Helmuth (Hrsg.): Bis vor die Stufen des Throns. Bittschriften und Beschwerden von Bergleuten im Zeichen der Industrialisierung, München 1986

- Trunz, Erich (Hrsg.): Goethe und der Kreis von Kreis von Münster. Zeitgenössische Briefe und Aufzeichnungen, Mnster 1974
- Twelbeck, Gerhard: Als der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm. Plaudereien über alte Briefe, Quakenbrück 1954 [Auszüge aus Familienbriefen 1800–1850]
- Unverferth, Gabriele: Das „wunderschöne“ Bergmannsleben. Ein Brief von Eduard Kleine an seine Eltern, in: Ottfried Dascher/Wilfried Reininghaus/dies., Soll und Haben. Geschichte und Geschichten aus dem Westfälischen Wirtschaftsarchiv, Dortmund 1991, S. 56–57 [Bochum 1855]
- Moritz, Walter:: Ein Bielefelder Missionar als Pionier in Namibia. Tagebuch und Briefe des F. H. Vollmer, Hoachanas, 1853–1866, Tsumeb (Namibia) 2000 [Franz Heinrich Vollmer, * 1819 Gadderbaum, † 1867]
- Vollmerhaus, Hans: Die Reisebriefe eines westfälischen Glasindustriellen. Die Briefe Theodor Müllensiefens von seinen Auslandsreisen in den Jahren 1823–1825 und 1828–1829, Dortmund 1971
- Vorwerk, Kurt: Fürstin Elisabeth zur Lippe. Aus ihren Aufzeichnungen und Briefen, in: Lippische Mitteilungen 52 (1983), S. 91–134, 55 (1986), S. 141–179, 56 (1997), S. 27–40, 59 (2000), S. 183–242
- Wehlt, Hans-Peter (Red.): Briefe als Zeugnisse eines Frauenlebens. Malwida von Meysenbug und ihre Korrespondenzpartner, Detmold 2003
- Wehlt, Hans-Peter: Denk nicht zuviel an die Zukunft. Denk an die schönen Tage! Feldpost und andere private Aufzeichnungen aus dem Kriege, in: Wir zeigen Profil. Aus den Sammlungen des Staatsarchivs Detmold, Detmold 1990, S. 69–96 [u. a. Edition von Briefen Mellies an Drake]
- Wermert, Josef (Hrsg.): Der Briefwechsel Albert K. Hömberg und Norbert Scheele 1932–1962. Aus der Werkstatt der westfälischen Landes- und Ortsgeschichte. Ein Beitrag zur Geschichte und Geschichtsschreibung Südwestfalens, Kreuztal 2007
- Westphalen, Ruth von (Wollheim, Ulrich (Hrsg.): Werner von Haxthausen. Westfälischer Freiherr und bayerischen Graf im Briefwechsel mit seinen Geschwistern. Familienbriefe aus den Jahren 1825 bis 1850, Münster 1999
- Zwahr, Hartmut: Anpassung durch Imitation und Innovation als ständiges unternehmerisches Wagnis. Carl und Gustav Harkort in ihren Briefen an ihren Vater Johann Caspar Harkort IV und ihren Bruder Johann Caspar Harkort V. 1815–1865, in: Bürgerlichkeit zwischen gewerblicher und industrieller Wirtschaft. Beiträge des wissenschaftlichen Kolloquiums anlässlich des 200. Geburtstags von Friedrich Harkort vom 25. bis 27. Februar 1993, Dortmund 1994, S. 43–65

Das autographe Briefbuch Abt Wibalds von Stablo und Corvey (1131–1158)

von Martina Hartmann

Die Gattung *Epistolae* bei den *Monumenta Germaniae Historica*

Die Gattung „*Epistolae*“ bei den *Monumenta Germaniae Historica* mit ihren verschiedenen Reihen wurde schon im 19. Jahrhundert gepflegt und auch gerade in den letzten Jahren sind einige wichtige Briefsammlungen ediert worden: Hervorheben möchte ich besonders die von Josef Riedmann entdeckte und dann edierte sog. Innsbrucker Briefsammlung, die eine ganze Reihe bis dato unbekannter Briefe enthält, nicht zuletzt von staufischen Königen.¹ In Arbeit ist auch der Band MGH *Epistolae* 9, der die Briefe der späten Karolingerzeit vereinigen soll, d. h. alle Stücke, die nicht vom bedeutenden Erzbischof Hinkmar von Reims stammen, dessen Briefe erst zum Teil in den Faszikeln *Epistolae* 8,1 und 8,2 ediert wurden.² Das Problem mit dem Band 9 ist, dass es sich um sehr viele Einzelbriefe aus allen Teilen des Karolingerreiches und aus ganz verschiedenen Überlieferungszusammenhängen handelt. Obwohl es Vorarbeiten schon aus dem 19. Jahrhundert gibt, ist der Anspruch der Edition, alle Stücke der späten Karolingerzeit in dem Band zu versammeln, nicht leicht einzulösen. Die Editorin, Isolde Schröder, und wir in München haben daher entschieden, zunächst das gesamte Material in einer Datenbank über die Homepage der MGH für jeden zugänglich zu machen.³ Man kann im Volltext recherchieren oder nach bestimmten Briefftypen sowie nach Absendern und Empfängern suchen, so dass diese work in progress-Edition schon jetzt der scientific community zur Verfügung steht. Wir versprechen uns durch dieses Vorgehen aber auch, dass der Editorin von Benutzern der Datenbank mitgeteilt wird, wenn es Lücken gibt, denn um Meldung von fehlenden Briefen oder Verbesserungen wird in einer Erläuterung gebeten, wenn man die Datenbank auf der Homepage anklickt. Jede Edition hat also ihre spezifischen Probleme, denen die MGH Rechnung zu tragen versuchen.

1 Josef Riedmann (Hrsg.), *Die Innsbrucker Briefsammlung. Eine neue Quelle zur Geschichte Kaiser Friedrichs II. und König Konrads IV.* (MGH, Briefe des späteren Mittelalters 3), Wiesbaden 2017.

2 Ernst Perels (Hrsg.), *Die Briefe des Erzbischofs Hinkmar von Reims, Fasc. 1* (MGH Epp. 8, 1), Berlin 1939 und Rudolf Schieffer (Hrsg.), *Die Briefe des Erzbischofs Hinkmar von Reims, Fasc. 2* (MGH Epp. 8, 2), Wiesbaden 2018. Die Faszikel 3 und 4 fehlen noch.

3 MGH Epp. 9 (<http://www.mgh.de/datenbanken/epistolae/epp/>).

Das Briefbuch Wibalds und seine Editionen

Im Vergleich zu den Einzelbriefen der Karolingerzeit stellt natürlich das Briefbuch Abt Wibalds von Stablo und Corvey einen besonderen Glücksfall der Überlieferung dar, und damit komme ich zu meinem eigentlichen Thema.⁴

Wibald⁵ wurde im Frühjahr 1098 als Sohn einer Stabloer Ministerialenfamilie geboren und entschied sich für ein Leben als benediktinischer Mönch, obwohl in seiner Zeit die neuen Orden, also die Zisterzienser und die Prämonstratenser, sehr viel mehr in Mode waren, wenn man an den Geschichtsschreiber Otto von Freising oder an Bischof Anselm von Havelberg denkt. Wibald trat im Jahr 1117 ins Kloster Waulsort ein, wechselte ein Jahr später nach Stablo, wo er bald Leiter der Klosterschule werden konnte und schließlich im Jahr 1130 zum Abt gewählt wurde. Es gelang ihm, in wenigen Jahren die wirtschaftlich und geistig in Verfall geratene Abtei wieder zu neuer Prosperität und geistiger Blüte zu führen, wovon auch die Stücke der mosel-maasländischen Goldschmiedekunst zeugen, die während Wibalds Zeit entstanden sind.⁶ Gewissermaßen „der Fluch der guten Tat“ war aber dann im Jahr 1147, dass der frühstaufische König Konrad III. es sich in den Kopf setzte, Wibald zusätzlich die ebenfalls wirtschaftlich und disziplinarisch in Verfall geratene Abtei Corvey zu übertragen. Der Stabloer Abt hat sich dagegen mit Händen und Füßen gewehrt, auch darauf gehofft, dass der Papst Eugen III. dies kategorisch ablehnen würde, aber schließlich nützte alles Sträuben nichts, Wibald wurde auch Abt von Corvey an der Weser, einer Abtei, die, wie er selbst in einem Brief schrieb, sechs Tagesreisen von seiner ersten Abtei Stablo entfernt lag.⁷

In dieser Situation, als Mann von inzwischen 49 Jahren, was bei der damaligen Lebenserwartung schon ein fortgeschrittenes Alter war, dauernd unterwegs für König und Kurie und trotzdem bestrebt, die Abtei Stablo zu neuer Blüte zu bringen, beschloss Wibald offenbar, eine Art tragbares Archiv anzulegen in Gestalt des er-

4 Das Briefbuch Abt Wibalds von Stablo und Corvey, hrsg. von Martina Hartmann, nach Vorarbeiten von Heinz Zatschek und Timothy Reuter, 3 Bde. (MGH, Die Briefe der Deutschen Kaiserzeit 9), Hannover 2012.

5 Vgl. zu seinem Leben die Dissertationen von Franz-Josef Jakobi, *Wibald von Stablo und Corvey (1098–1158), benediktinischer Abt in der frühen Stauferzeit* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen 10, 5), Münster 1979 und Freya Stephan-Kühn, *Wibald als Abt von Stablo und Corvey und im Dienste Konrads III.*, Köln 1973 sowie die Editionseinleitung Hartmann, Briefbuch 1 (wie Anm. 4), S. IX–XI.

6 Vgl. dazu die kunsthistorische Dissertation von Susanne Wittekind, *Altar – Reliquiar – Retabel. Kunst und Liturgie bei Wibald von Stablo (Pictura et Poesis 17)*, Köln 2004.

7 Vgl. zur Vorgeschichte von Wibalds Wahl Jakobi, *Wibald* (wie Anm. 5), S. 69–79. Diese Angabe macht Wibald in Brief 124 Hartmann, Briefbuch 1 (wie Anm. 4), S. 226–254 und Brief 143 ebd., S. 306–310.

haltenen Briefbuches⁸, das heute im Archiv von Lüttich aufbewahrt wird – eine unscheinbare kleine Gebrauchshandschrift, die für meinen Geschmack in den letzten Jahren allzu oft zu Ausstellungen ausgeliehen wurde, obwohl sie nicht den Glanz illuminierten Handschriften verbreitet. Wir haben es also nicht mit einer Briefsammlung zu tun, die beispielsweise zum Ruhme ihres Absenders zusammengestellt wurde, sondern mit einem Arbeitsinstrument für einen bedeutenden staufischen Reichsabt, der seine verschiedenen Aufgaben, in der Königskanzlei, an der Kurie und in seinen beiden Abteien gut erfüllen wollte.

Der kleine Codex enthält auf 161 Blättern rund 450 Briefe von und an Wibald sowie Stücke, die Wibald im Namen anderer, beispielsweise König Konrads III. und seines Sohnes Heinrichs (VI.), formuliert hat.⁹ Geordnet sind die Briefe nicht etwa chronologisch – Datierungen fehlen ja bei frühmittelalterlichen Briefen sehr häufig, weil für den Empfänger höchstens der Tag des Eingangs und bei oft langen Laufzeiten kaum der Tag der Absendung eine Rolle spielte¹⁰ –, sondern die 450 Stücke sind in Dossiers geordnet, also mehrere Stücke, die ein und dieselbe Angelegenheit betreffen, wurden hintereinander eingetragen, dann folgte das nächste Dossier.¹¹ Man muss sich die Anlage des Codex also wohl so vorstellen, dass in Stablo wie in Corvey die Stücke gesammelt wurden, die in Wibalds Abwesenheit eintrafen, und wenn er wiederum in einem der beiden Klöster ankam und sein Briefbuch mitbrachte, wurde dieser neue Einlauf nach Themen geordnet und abgeschrieben. Zu Problemen, die Wibald über längere Zeit beschäftigten, gab es im Briefbuch demzufolge mehrere Dossiers.

Von Wibalds Briefbuch gibt es zwei alte Ausgaben, nämlich von 1724 durch Edmond Martène und Ursin Durand und schließlich von 1864 veranstaltet von Philipp

8 Vgl. dazu Timothy Reuter, Gedenküberlieferung und -praxis im Briefbuch Wibalds von Stablo, in: Karl Schmid/Joachim Wollasch (Hrsg.), *Der Liber Vitae der Abtei Corvey. Studien zur Corveyer Gedenküberlieferung und zur Erschliessung des Liber Vitae*, Bd. 1, Wiesbaden 1989, S. 161–177.

9 Vgl. die Handschriftenbeschreibung in der Editionseinleitung Hartmann, *Briefbuch 1* (wie Anm. 4), S. XX–XXV. Friedrich Hausmann hat in seiner Edition der Königsurkunden Konrads III. und seines Sohnes Heinrichs (VI.) (MGH DD K III, hrsg. von Friedrich Hausmann, Wien/Köln/Graz 1969) die Briefe Konrads und Heinrichs, die sich in Wibalds Briefbuch finden, mitgediert, obwohl es sich nicht um Urkunden handelt. Vom jungen König Heinrich (VI.) gibt es überhaupt keine Urkunden oder Briefe, die außerhalb von Wibalds Briefbuch überliefert sind.

10 Vgl. zu dieser Problematik Hartmut Hoffmann, *Zur mittelalterlichen Brieftechnik*, in: Konrad Repgen/Stephan Skalweit (Hrsg.), *Spiegel der Geschichte. Festgabe für Max Brauchbach zum 10. April 1964*, Münster 1964, S. 141–170 und Giles Constable, *Letter and Letter-Collections* (Typologie des Sources du Moyen Âge Occidental 17), Turnhout 1976.

11 Vgl. das tabellarische Inhaltsverzeichnis des Briefbuches in der Editionseinleitung Hartmann, *Briefbuch 1* (wie Anm. 4), S. XC–CXLV, aus dem sich der Dossiercharakter gut erkennen lässt.

Jaffé.¹² Das große Manko beider Ausgaben ist, dass die Briefe nicht nach ihrer Reihenfolge in der Handschrift ediert wurden, sondern nach einer von den jeweiligen Herausgebern erschlossenen chronologischen Reihenfolge, die den Dossiercharakter ignorierte und nicht erkannte, dass der Codex Wibalds tragbares Archiv war, in dem er nachschlagen konnte, was er früher in einer bestimmten Angelegenheit gedacht, geschrieben und getan hatte. Daher haben auch beide Ausgaben eine unterschiedliche Reihenfolge der Briefe und eine unterschiedliche Nummerierung.¹³

Aus diesem Grund war eine Neuedition von Wibalds Briefbuch, die der Abfolge der Briefe nach Dossiers Rechnung trug und in der Reihenfolge der Handschrift die Stücke bieten sollte, abgesehen von einem dem aktuellen Forschungsstand entsprechenden Kommentar, ein „altes“ MGH-Projekt, das bereits Anfang des 20. Jahrhunderts von Diplomatikern der Universität Wien in Angriff genommen wurde. Die Wiener Hilfswissenschaftler waren und sind damit beauftragt, für die MGH die stauferzeitlichen Königsurkunden zu edieren.¹⁴ Da Wibald vor allem unter Konrad III. maßgeblich in der Königskanzlei tätig war, galt eine Neuedition des Briefbuches als ein die Urkundenausgaben abrundendes Projekt. Aus verschiedenen Gründen wurde daraus nichts, obwohl der Wiener Hilfswissenschaftler Heinz Zatschek nicht nur seine 1929 erschienene Habilitationsschrift Wibalds Briefbuch widmete¹⁵, sondern auch eine komplette Transkription mit Identifizierung von Bibelziten handschriftlich anfertigte, die im Archiv der MGH verwahrt wird. Aber Zatschek war ein überzeugter Nationalsozialist, der schließlich den Editionsauftrag zurückgab, um sich in Prag „höheren Aufgaben“ zu widmen, und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde ihm die Rückkehr an die Universität Wien und eine erneute Übernahme des Projektes verwehrt. Er starb als Leiter des Heeresgeschichtlichen Museums Wien, da Freunde aus „Deutschlands und Österreichs großer Zeit“ ihm diese Karrieremöglichkeit verschafften.¹⁶ 1980 unternahm dann der englische Me-

12 Edmond Martène/Ursin Durand, *Seconde voyage de deux Bénédictins de la Congregation de St. Maur*, Paris 1724; Philipp Jaffé, *Monumenta Corbeiensia* (Bibliotheca rerum Germanicarum 1), Berlin 1864.

13 Die Edition Hartmann, Briefbuch 3 (wie Anm. 4) enthält eine Konkordanztafel zu den Ausgaben von Martène/Durand und von Jaffé auf S. 943–956.

14 Vgl. dazu Bettina Pferschy-Maleczek, *Die Diplomata-Editio der Monumenta Germaniae Historica am Institut für Österreichische Geschichtsforschung (1875–1990)*, in: *MIÖG* 112 (2004) S. 412–467.

15 Heinz Zatschek, *Wibald von Stablo. Studien zur Geschichte der Reichskanzlei und der Reichspolitik unter den älteren Staufern*, in: *MIÖG Ergänzungsband* 10 (1928), S. 237–495.

16 Vgl. zu ihm Karel Hruza, Heinz Zatschek (1901–1965). „Radikales Ordnungsdenken“ und „gründliche, zielgesteuerte Forschungsarbeit“, in: Ders. (Hrsg.), *Österreichische Historiker 1900–1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts*, Wien/Köln/Weimar 2008, S. 677–792 und die Editionseinleitung zum Briefbuch in Hartmann, Briefbuch 1 (wie Anm. 4), S. XXVIII.

diävist Timothy Reuter, der bei den MGH die EDV aufbaute, einen neuen Anlauf, starb aber bereits 2002 im Alter von nur 55 Jahren.¹⁷

Als ich im Jahr 2004 das Projekt übernahm, galt es eine Reihe von Problemen zu lösen. Nicht nur der Umfang der Briefsammlung war groß, so dass es schließlich drei Editionsbande geworden sind, eine besondere Herausforderung war auch, dass die Edition nicht nur Wissen über die staufische Reichsgeschichte erforderte, sondern fast mehr noch Kenntnisse in der westfälischen Landesgeschichte, d. h. der Geschichte von Corvey und Umgebung, sowie der mosel-maasländischen, d. h. Lütticher Landesgeschichte in Bezug auf Kloster Stablo. Selten zeigt sich in einer einzigen Quelle die Verbindung zwischen Reichs- und Landesgeschichte so deutlich wie in Wibalds Briefbuch.

Vor diesem Hintergrund erwies sich als Textverarbeitungssystem für die Edition der in Wien entwickelte Classical Text Editor (CTE) als sehr geeignet, weil die fertiggestellten Briefe gleich das endgültige Layout der MGH-Edition hatten, d. h. mit zwei Apparaten, Variantenapparat und Kommentar unten auf der Seite – ein nicht zu unterschätzender psychologischer Faktor angesichts eines großen Editionsprojektes. So wurden, immer wenn 50 Briefe mit Text und Kommentar fertiggestellt waren, diese als eigene Datei auf der MGH-Homepage zugänglich gemacht und um Rückmeldung gebeten, falls es Fehler oder fehlende Literaturangaben, Drucke etc. gäbe. Gerade im Hinblick auf die Identifizierung von Personen, die in den Briefen und Urkunden vorkommen, kamen einige hilfreiche Rückmeldungen von Landeshistorikern. Da zudem eine Reihe von einzelnen Wibald-Briefen im 19. Jahrhundert in entlegenen, beispielsweise polnischen Editionen gedruckt waren, konnten diese Angaben ergänzt werden. Seitdem werden bei den MGH verstärkt auf der Internetseite Vorab-Editionen und Datenbanken angeboten.

Wibalds Briefbuch als Quelle für eine benediktinische Abtei der frühen Stauferzeit

Die verlorene erste Lage des Briefbuches dürfte bereits im Mittelalter abhandengekommen sein und enthielt vermutlich Schreiben, die mit Wibalds Wahl zum Abt von Corvey zusammenhingen.¹⁸ Überhaupt nimmt am Anfang des Briefbuches das Ringen um die päpstliche Genehmigung der Übernahme einer zweiten Abtei, die kirchenrechtlich eigentlich nicht zulässig war, großen Raum ein. Hier finden sich Stücke, die eindringlich schildern, wie mühsam es war, die päpstliche Zustimmung

¹⁷ Vgl. Wilfried Hartmann, Nachruf Timothy Reuter, in: DA 58.2 (2002) S. 891 f. und die Editionseinleitung in Hartmann, Briefbuch 1 (wie Anm. 4), S. IXXf.

¹⁸ Vgl. dazu die Editionseinleitung in Hartmann, Briefbuch 1 (wie Anm. 4), S. XXXIII f. mit der älteren Literatur.

zu erreichen. Eine Corveyer Gesandtschaft wurde zu Eugen III. geschickt, der sich gerade in Dijon aufhielt, und antichambrierte im wahrsten Sinne des Wortes tagelang vor den päpstlichen Gemächern, um vorgelassen zu werden. Immer wenn die Türen sich öffneten, hofften die Corveyer, wie der Leiter der Gesandtschaft, der im Juni 1147 an Wibald schrieb, dass sie nun vorgelassen würden, um ihr Anliegen vorzutragen, aber vergeblich. Sie mussten schließlich wieder unverrichteter Dinge zurückreisen und es finden sich im Briefbuch noch zahlreiche Briefe von Wibald, dem König und dem Konvent in dieser Angelegenheit. Vermutlich hatte Wibald bei seinem Sträuben gegen die Corveyer Wahl auch vorausgesehen, dass Eugen III. nicht so leicht seine Zustimmung dazu geben würde, denn er war nun mal nicht in der schwachen Position wie Papst Innozenz II. während des Schismas 1137, als Wibald zum Abt von Montecassino geweiht wurde. In der Tat dauerte es seine Zeit, bis die Corveyer und Wibald sowie der König dem Papst sein Einverständnis zur Übernahme der zweiten Abtei abringen konnten.¹⁹

Offenbar ging Wibald dann mit ähnlicher Zielstrebigkeit wie in Stablo an die Verbesserung der Corveyer Verhältnisse – in einem langen Brief an den Domscholaster Manegold berichtet er davon, dass die Wohnung des Abtes in Corvey eng und baufällig war, weshalb er neue Gebäude habe errichten lassen. Über dem Südeingang ließ er seinen Namen eintragen und „die Zahl, die angibt, der wievielte Abt ich bin“, und: „Mit griechischen Buchstaben ist dort die Inschrift vom Tempel Apollos angebracht: *Erkenne Dich selbst*“.²⁰ Leider hat sich weder von der hier erwähnten neuen Abtswohnung eine Spur erhalten, noch vom Südeingang mit den Inschriften. Dennoch kündigt in Corvey ein Bauwerk von Wibalds Bautätigkeit, nämlich die beiden steilauftragenden Türme des berühmten karolingerzeitlichen Westwerks. Es ist quellenmäßig bezeugt, dass Wibald den ursprünglich einzigen Turm in der Mitte abtragen und durch die heute noch erhaltenen Doppeltürme ersetzen ließ.²¹ So hat sich in Corvey wenigstens eine gut sichtbare Spur seiner Bautätigkeit erhalten. Ansonsten ist dort mit Wibalds Namen der berühmte *Liber Vitae* verbunden, das Verbrüderungsbuch der Abtei²², welches heute im Staatsarchiv Münster verwahrt wird und bezeugt, dass Wibald in seinem zweiten Kloster mit ganz ähnlichen Maßnahmen wie in Stablo, nämlich der Stärkung der Verbundenheit zwischen den Be-

19 Die Vorgänge werden auch behandelt von Stephan-Kühn, *Wibald* (wie Anm. 5), S. 56 ff. und Jakobi, *Wibald* (wie Anm. 5), S. 69 ff.

20 Die Beschreibung findet sich in dem berühmten Brief Nr. 142 an Manegold von Paderborn in Hartmann, *Briefbuch 1* (wie Anm. 4), 304 f. und Jakobi, *Wibald* (wie Anm. 5), S. 279 f.

21 Vgl. zu den Quellen Jakobi, *Wibald* (wie Anm. 5), S. 280 und Stephan-Kühn, *Wibald* (wie Anm. 5), S. 220 ff.

22 Vgl. Karl Schmid/Joachim Wollasch (Hrsg.), *Der Liber Vitae der Abtei Corvey*. Einleitung, Register, Faksimile, Bd. 1, Wiesbaden 1989: die Handschrift ist Münster, Staatsarchiv Ms. I 133.



Ehemalige Benediktinerabtei Kloster Corvey (bis 1792): Westwerk der Klosterkirche Kirche St. Stephanus und Vitus (Andreas Lechtape © LWL-Medienzentrum für Westfalen)

nediktinerklöstern durch Gebetsverbrüderung versuchte, die Stellung von Corvey zu verbessern. In der Gestaltung der Handschrift wurde bewusst an die frühmittelalterlichen Verbrüderungsbücher angeknüpft und die Gebetsgemeinschaft mit Klöstern in Sachsen, Thüringen, Hessen, Köln, Mainz und dem Maingebiet gesucht. Angefertigt wurde der Codex im Kloster Helmarshausen, aus dem Wibalds Lehrer in Stablo, Abt Reinhard von Reinhausen, stammte. Kostbar gestaltet ist die ganzseitige Miniatur auf fol. 11, die den Patron Stephanus flankiert von den Äbten Warinus von Corvey und Hilduin von Saint-Denis zeigt. Unten links kniet der Propst Adelbert. Zu datieren ist die Handschrift ungefähr auf die Zeit nach 1152, als Wibald vermutlich auch in Corvey die materiellen Grundlagen so verbessert hatte, dass das Kloster sich eine solche Prachthandschrift überhaupt leisten konnte. Anscheinend ist aber diese Initiative des Abtes letztlich nicht sehr erfolgreich gewesen, sondern mit seinem Tod wieder abgebrochen, denn die meisten Blätter dieser Handschrift sind leer geblieben.

Wenn man die Miniatur anschaut, wird man unwillkürlich an den berühmten Corveyer Codex mit den Werken Ciceros erinnert, der heute in der Staatsbibliothek in Berlin liegt und ebenfalls auf Wibalds Initiative angefertigt wurde, denn Cicero – obwohl ein heidnischer Schriftsteller – war einer von Wibalds Lieblingsautoren.²³ Der Abt bewunderte dessen Rhetorik und seinen Stil und versuchte, in den Besitz von Texten dieses Autors zu gelangen, wo immer er konnte. Ein Briefwechsel in seinem Briefbuch mit dem später berühmten Rainald von Dassel gilt der Ausleihe von Cicero-Handschriften.²⁴

Es gibt Themen, die immer wieder im Briefbuch begegnen. Eines betrifft die beiden Stifte Kemnade und Fischbeck, die Wibald von König Konrad III. bei seiner Erhebung zum Abt von Corvey zur Inkorporation erhalten hatte. Beide waren Kanonissenstifte und die Frauen sollten dort hinausgedrängt werden, damit Wibald die Stifte in benediktinische Männerpriorate umwandeln konnte. Nach erfolgter Inkorporation hätte Wibald dem König dafür auch eine gute Summe Geld zahlen sollen. Nun entspann sich ein jahrelanger Kampf um die Inkorporation, die nur bei

23 Die Miniatur aus der Handschrift Berlin, Staatsbibl. Preußischer Kulturbesitz Ms. Lat. 252 fol. 1v ist unter anderem abgebildet im Beitrag von Julien Maquet, Wibald, un <Cicéron chrétien>? Les connaissances juridiques et la pratique judiciaire d'un grand abbé d'Empire († 1158), in: Albert Le-munier/Nicolas Schroeder (Hrsg.), Wibald en questions. Un grand abbé lotharingien du XIIe siècle, Stavelot 2010, S. 33–42, hier S. 36. Das Bild im Liber Vitae von Corvey findet sich auf S. 11 bzw. fol. 6v der Handschrift in der Faksimile-Ausgabe, Schmid/Wollasch, Liber (wie Anm. 22).

24 Der Briefwechsel mit Rainald von Dassel umfasst die Briefe 189, 190, 195 und 196 in Hartmann, Briefbuch 2 (wie Anm. 4), S. 401–404, 411–414; vgl. dazu auch Martina Hartmann, Studien zu den Briefen Abt Wibalds von Stablo und Corvey sowie zur Briefliteratur in der frühen Stauferzeit (MGH Studien und Texte 52), Hannover 2011, S. 119 und 123.

Kemnade²⁵ gelang, weil die dortige Äbtissin Judith, eine Schwester des abgesetzten Corveyer Abtes Heinrichs I., sich wohl einiges hatte zuschulden kommen lassen wie einen nicht einwandfreien Lebenswandel, Verschleuderung des Kirchenbesitzes – und sie war außerdem noch nicht im kanonischen Alter gewesen, als sie aufgrund ihrer Herkunft zur Äbtissin gemacht wurde. Da Judith aber zudem Äbtissin von Geseke war, zog sie sich schließlich in diese Abtei zurück und gab den Kampf um Kemnade auf. Damit waren für Wibald aber noch nicht alle Probleme beseitigt, denn bei den von ihm offenbar gleich in Angriff genommenen Renovierungsarbeiten an der Kirche – er hat also auch hier gleich wieder wie bei Stablo und Corvey mit den notwendigen Baumaßnahmen begonnen – stürzte am 20. April 1149 ein junger Mönch vom Dach in die Kirche und starb. Für Wibald und die Mönche war die Kirche damit entweiht, so dass bis zu einer Neuweihe dort kein Gottesdienst stattfinden konnte. Die Neuweihe hätte der für Kemnade zuständige Diözesanbischof Heinrich von Minden vornehmen müssen, doch der verschleppte die Angelegenheit, weil ihm die Umwandlung von Kemnade in ein Männerkloster überhaupt nicht gefiel. Wibald bettelte, forderte beim Bischof, wandte sich an den König, drohte dem Bischof, sich an den Papst zu wenden, und tat dies schließlich auch, als Heinrich von Minden gar nicht mehr reagierte. Der Papst, Eugen III., scheute aber anscheinend eine Auseinandersetzung mit einem Mitglied des deutschen Episkopats und fand daher eine salomonische Lösung: In einem Brief an Wibald entfaltete er seine Auffassung, dass eine Neuweihe der Kirche nicht nötig sei, weil sie gar nicht entweiht worden sei, da beim Tod des jungen Mönches, der sich offenbar das Genick gebrochen hatte, kein Blut geflossen sei. Heinrich von Minden wurde also nicht gebraucht und in Kemnade konnte wieder Gottesdienst gehalten werden.

Dieser Papstbrief zeigt sehr deutlich, dass der bereits erwähnte Heinz Zatschek, der Wibald als papsthörig bezeichnete und der Auffassung war, Papst Eugen III. habe mit Hilfe von Wibald das deutsche Reich regiert, während König Konrad III. auf dem zweiten Kreuzzug war, völlig falsch lag und von den Auffassungen des Kirchenkampfes und der nationalsozialistischen Ablehnung der Kirche geprägt war.

Die angestrebte Inkorporation von Fischbeck²⁶ gab Wibald schließlich nach Jahren auf und der König verzichtete auch offiziell auf die dafür ausgemachte Geldsumme. Offenbar gab es hier kein Fehlverhalten der Nonnen oder der Äbtissin, so dass

25 Vgl. zu dieser Angelegenheit Friedrich Hausmann, Reichskanzlei und Hofkapelle unter Heinrich V. und Konrad III. (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 14), Stuttgart 1956, S. 193f., Stephan-Kühn, Wibald (wie Anm. 5), S. 96ff. und Jakobi, Wibald (wie Anm. 5), S. 83ff. sowie Holger Rabe, Die Übertragung der Abteien Fischbeck und Kemnade von Corvey (1147–1152), in: Westfälische Zeitschrift 142 (1992), S. 211–242 mit der älteren Literatur.

26 Vgl. zu Fischbeck die in Anm. 25 genannte Literatur sowie Renate Oldermann, Stift Fischbeck. Eine geistliche Frauengemeinschaft in mehr als 1000jähriger Kontinuität, Bielefeld 2005.

Wibald mit seinen Plänen scheiterte, da der Papst seine Zustimmung versagte. Das Stift Fischbeck gibt es noch heute, es wurde in der Reformation in ein evangelisches Damenstift umgewandelt, deren Stiftsdamen bis 1924 sechzehn adelige Vorfahren vorweisen mussten. Heute steht der Eintritt einer evangelischen Frau, die ledig, verwitwet oder geschieden und möglichst nicht älter als 65 Jahre ist, offen – sie muss aber über ein eigenes Einkommen verfügen. Derzeit leben in Fischbeck acht Stiftsdamen mit der 2015 neu gewählten Äbtissin. Wibald hätte also auch heute noch „schlechte Karten“ in Fischbeck.

Zurück zum Briefbuch: Erkennbar ist, dass Wibald mit zunehmendem Alter unter der Bürde der zwei Abteien litt und wohl öfter das Gefühl hatte, es nicht mehr zu schaffen. Aus der ersten Jahreshälfte 1151 findet sich im Briefbuch eine Reihe von Stücken, aus denen hervorgeht, dass Wibald den Abbatat über Stablo abgeben wollte und versuchte, dies mit sehr persönlichen Worten dem Konvent schonend beizubringen.²⁷ Wie nicht anders zu erwarten, erhob sich energischer Protest dagegen. Der Dekan und der Wibald besonders vertraute Mönch Heinrich argumentierten nicht zu Unrecht damit, dass er, wenn er schon für eine Abtei resignieren wolle, Corvey abgeben müsse, denn in Stablo sei er schließlich zuerst Abt geworden. Der moralische Druck, den der Stabloer Konvent ausübte, war jedenfalls so groß, dass Wibald von seinem Plan schließlich Abstand nahm.

Ausgelöst worden war seine persönliche Krise vermutlich dadurch, dass sich das Verhältnis zu König Konrad III. verschlechtert hatte. Ein Grund dafür könnte gewesen sein, dass der König Wibald zusammen mit seinem Kanzler Arnold von Wied, Wibalds altem Freund aus Studienzeiten, zum Papst nach Italien schicken wollte, um den Romzug vorzubereiten, der Konrad die Kaiserkrone bringen sollte.²⁸ Wibald zögerte, weil er fürchtete, diese teure Reise selbst finanzieren zu müssen, und Arnold spielte auf Zeit, weil der Erzstuhl in Köln vakant war und er gerne Erzbischof werden wollte. Nachdem Konrad dem Abt von Stablo zugesagt hatte, für die Reisekosten aufzukommen, und Wibald beteuert hatte, er werde für seinen König notfalls auf einem Esel nach Italien ziehen, drängte er seinen Freund Arnold immer heftiger, doch endlich aufzubrechen, aber Arnold fand immer neue Ausflüchte. Dem König wurde es schließlich zu bunt und er beauftragte die Bischöfe von Konstanz und Basel mit der Reise zum Papst. Wibald fürchtete um seinen Einfluss und ging schließlich Ende 1151 auf Italienreise. Kurz nach seiner Rückkehr erfuhr er vom Tod

²⁷ Vgl. dazu bes. Jakobi, *Wibald* (wie Anm. 5), S. 149f.

²⁸ Vgl. dazu Jakobi, *Wibald* (wie Anm. 5), S. 151 ff. Aus Wibalds Brief 254 (Hartmann, *Briefbuch 2* [wie Anm. 4], 541–544) an den Kanzler Arnold von Wied sowie Nr. 258 Konrads III. (ebd., S. 550–552) gehen die Probleme dieser geplanten Gesandtschaft nach Rom hervor.

des Königs und machte sich gleich auf, um am Begräbnis teilzunehmen und danach bei Wahl und Erhebung des neuen Königs Friedrich Barbarossa anwesend zu sein.²⁹

Wibalds Fürsorge für seine beiden Abteien lässt sich auch an der bereits erwähnten Pflege der Gebetsverbrüderung ablesen. So reiste er 1134 mit zwei Mönchen aus Stablo zu dem in der Nähe von Limoges gelegenen Kloster Solignac, denn die Verbrüderung mit der genau wie Stablo dem heiligen Remaclus geweihten Abtei sollte erneuert werden.³⁰ Dann besuchte er Kloster Saint-Maur-des Fossés, um dort eine neue Verbrüderung zu etablieren.³¹ Möglicherweise versuchte Wibald mit dieser Intensivierung der Verbindungen zwischen den einzelnen Benediktinerklöstern ein Gegengewicht zum Zusammenhalt zwischen den Klöstern der neuen Orden wie etwa der Zisterzienser und Prämonstratenser zu schaffen, die durch ihre Filiationen und jährlichen Generalkapitel den Zusammenhalt stärkten. Im Jahr 1149 korrespondierte Wibald dann nochmals mit Abt Gerald von Solignac und erbat sich von ihm für die Erneuerung des Vertrages zwischen den beiden Remaclusabteien zwei Paar Kaninchen.³² Auf den ersten Blick erscheint diese Bitte amüsant bis unverständlich, aber wenn man sich die materielle Situation von Klöstern wie Stablo oder Corvey im 12. Jahrhundert klarmacht, erscheint diese Bitte gar nicht mehr so unsinnig: die als fortpflanzungsfreudig bekannten Kaninchen konnten nicht nur als Nahrung dienen, auch ihr Fell war für wärmende Wintersachen gut zu gebrauchen. Aus Wibalds Korrespondenz ergibt sich nämlich immer wieder, dass es mitunter schlicht am Nötigsten fehlte, so dass die Mönche von Stablo Wibald in einem Brief zwar baten, möglichst bald zu kommen, sich aber die Verpflegung mitzubringen, da sie bis zur Ernte nichts mehr übrighätten. Und von Wibalds Lehrer Reinhard von Reinhausen wissen wir, dass er Handschriften schrieb und verkaufte, um damit den Lebensunterhalt seiner Mönche zu sichern. Als man eines Tages dem Kloster Reinhausen zwei Pferde stahl, war dies für den Konvent eine Katastrophe.³³ Wir müssen uns also immer wieder klarmachen, dass die Benediktinerklöster im 12. Jahrhundert oft am Rande des Existenzminimums lebten und die Konvente von Stablo und später Corvey Wibalds Reisen zum Königshof oder zur Kurie nicht immer mit großer Begeisterung sahen, denn reisen kostete – und das konnten sie sich zeitweise ei-

29 Vgl. das Itinerar Wibalds im Jahr 1151/52 mit den dazugehörigen Briefen bei Hartmann, Briefbuch 1 (wie Anm. 4), S. XVIIIf.

30 Vgl. dazu Jakobi, Wibald (wie Anm. 5), S. 55 und den Vertrag bei Joseph Halkin/Charles-Gustave Roland, *Recueil des chartes de l'abbaye de Stavolet-Malmédy*, Bd. 1, Brüssel 1909, S. 321 Nr. 158.

31 Vgl. Jakobi, Wibald (wie Anm. 5), S. 55 und Halkin/Roland, *Stavolet-Malmédy* (wie Anm. 30), S. 534 Nr. 288.

32 Wibald, Brief Nr. 156 und 157 ed. Hartmann, Briefbuch 2 (wie Anm. 4), S. 334–337.

33 Vgl. zu Reinhard von Reinhausen Stephan-Kühn, Wibald (wie Anm. 5), S. 154ff. und Jakobi, Wibald (wie Anm. 5), S. 40ff. mit Anm. 167.

gentlich nicht leisten. Andererseits zahlte sich Wibalds Präsenz am Königshof aus, denn so konnte er das eine oder andere Privileg für eines seiner Klöster vom König erhalten, was wiederum die Stellung und die materiellen Grundlagen stärkte.

Wibalds Briefbuch als Quelle für einen bedeutenden Abt der Stauferzeit

Wibalds Briefbuch gewährte vielfältige und interessante Einblicke in die Reichs- wie die Landesgeschichte, man kommt mit dieser Quelle einem Menschen des 12. Jahrhunderts, seinen Sorgen und Nöten und seiner Lebenswelt so nahe wie sonst selten. Die Momentaufnahmen der materiellen Nöte in Corvey oder auch die eher unabsichtlich erwähnten Probleme der Briefboten, die die Schreiben zwischen Corvey und Stablo hin- und hertrugen – es gab sogar einen blinden Boten! – sind außergewöhnlich interessant.

Daher soll an dieser Stelle noch ein kurzes Portrait Wibalds folgen: Nachdem er im Jahr 1130 Abt von Stablo geworden war, bezog Lothar III. ihn mehr und mehr über Arbeiten in der Reichskanzlei in die große Politik mit ein.³⁴ Der zweite Italienzug des Kaisers, an dem Wibald teilnahm, nahm für ihn dann eine überraschende und aufregende Wende und brachte ihn schließlich in arge Bedrängnis: 1137 zog der Kaiser bis Süditalien, um Präsenz zu zeigen gegenüber dem normannischen König Roger II. von Sizilien, der dort immer mehr expandierte. Eine Schlüsselposition nahm dabei die bedeutende Benediktinerabtei Montecassino ein und Roger war es 1136 gelungen, hier einen ihm gewogenen Kandidaten als Abt einzusetzen und vom Gegenpapst Anaklet II. bestätigen zu lassen. Mit Zustimmung Papst Innozenz' II. setzte Kaiser Lothar Rogers Protégé ab und ließ stattdessen Wibald von Stablo zum Abt wählen. Wir wissen über dieses und die folgenden Ereignisse einiges, weil der Archivar und Bibliothekar Petrus Diaconus von Montecassino zu dieser Zeit nicht nur die Chronik des Klosters verfasste, sondern auch Briefe kopierte. Dabei schreckte er allerdings nicht davor zurück, manche Schreiben zu fingieren, so dass man scharfsinnig zwischen Dichtung und Wahrheit unterscheiden muss. Sicher ist aber, dass Wibald nicht begeistert von der Aussicht war, Abt in Montecassino zu werden, da er die unsichere politische Lage vermutlich gleich erkannte. So blieb er der Wahl vom 19./20. September erst einmal fern, was ihm aber auch nichts half. Nach dem Willen des Kaisers musste er sein Amt dort antreten, da Lothar auch die Zustimmung Papst Innozenz II. dafür gewonnen hatte – als Abt von Stablo resig-

34 Vgl. zu Wibalds Aktivitäten zur Zeit Lothars III., die ja nicht durch das erst unter Konrad III. angelegte Briefbuch dokumentiert werden, Hartmann, Studien (wie Anm. 24), S. 11 ff.: es gibt über diese Episode Briefe Wibalds und anderer und die Chronik von Montecassino aus der Feder von Petrus Diaconus.

nierte er aber wohlweislich nicht. Wibalds Tage in Montecassino waren gezählt, nachdem Lothar III. mit seinem Heer zurück ins Reich zog, denn nun wuchs die Übermacht Rogers II. wieder. Der Normannenkönig drohte nun Wibald ganz offen damit, dass er ihn am höchsten Baum aufhängen lassen werde, sollte er Montecassino erobern können und ihn noch dort antreffen. Diesem Druck hielt Wibald nicht lange stand, zumal klar war, dass der Kaiser inzwischen weit weg war und ihm nicht helfen konnte: Bei Nacht und Nebel schlich sich Wibald Anfang November 1137 aus Montecassino davon und sandte nach seiner Rückkehr vom sicheren Stablo aus den Mönchen Briefe, in denen er seinen Verzicht auf die Abtswürde erklärte und sie aufforderte, einen neuen Abt zu wählen. Er beteuerte, keineswegs aus Furcht um sein Leben geflohen zu sein, sondern aus Rücksicht auf ihr Wohlergehen. Ring und Siegel des Abtes von Montecassino schickte er zurück und machte Angaben, was ihm der Dekan von Montecassino, der offenbar in die Fluchtpläne eingeweiht worden war, aus dem Klosterschatz zur Finanzierung der Reise gegeben hatte.³⁵ So endete Wibalds erstes Engagement in der Reichspolitik Ende 1137 mit Flucht aus dem neuen Amt. Da Lothar III. selbst auf dem Rückweg von diesem Italienzug am 13. Dezember in Breitenwang in Tirol starb, blieb Wibalds ‚Fahnenflucht‘ ohne Konsequenzen. Nach Lothars Tod stellte sich der Abt sogleich auf die Seite des Staufers Konrad und setzte sich für dessen Erhebung ein, wie dieser in einer Urkunde für Stablo dankbar vermerkte.³⁶

Aus der Regierungszeit Konrads III. ist vor allem die Zeit zu erwähnen, als der König auf den zweiten Kreuzzug ging und das Reich einem minderjährigen Sohn, Heinrich (VI.), anvertraute, d. h. eigentlich Männern seines Vertrauens als Reichsverweser, worunter auch Wibald von Stablo war. In seinem Briefbuch finden sich neun Schreiben des kleinen Königs – wir haben keine anderen Stücke von Heinrich als die, die in Wibalds Briefbuch eingetragen wurden – und die natürlich buchstäblich unter Federführung Wibalds an seinen Vater, Konrad III., an seine in Byzanz mit dem Kaiser verheiratete Tante, Bertha von Sulzbach, und andere geschrieben wurden.³⁷

Mit Berthas Ehemann, dem Kaiser Manuel Komnenos, verband Wibald ein besonderes Verhältnis und wir erfahren aus dem Briefbuch, dass er dem Abt im Sommer 1151 als Dank für seine vermittelnde Tätigkeit einen kostbaren weißen Seidenstoff

35 Vgl. die Briefe E–G Wibalds, ed. Hartmann, Studien (wie Anm. 24), S. 38–44, die in zwei Handschriften aus Montecassino überliefert sind.

36 Vgl. die Urkunde Konrads III. vom 11. April 1138 für Stablo, in MGH, DD K III, S. 8–11 Nr. 5 „[...] et in nostra ad regiam gloriam ordinatione satis enituit.“

37 Sie wurden erstmals ediert von Hausmann, DD K III (wie Anm. 9), S. 521–532 Nr. 1–11. Im Briefbuch sind dies Brief Nr. 17, 45, 71, 82, 83, 88, 93, 217 und 218.

schickte.³⁸ Wir wissen dies, weil nicht nur ein Schreiben des Kaisers an Wibald im Briefbuch zu finden ist, sondern unter dem Brief der Vermerk, dass der Briefbote einen weißen, doppelt gewebten Seidenstoff von großem Gewicht übergeben werde. Solche Hinweise unter den Briefen wurden gemacht, damit die Geschenke von den Boten nicht unterschlagen werden konnten. Wibald gehörte möglicherweise zu den wenigen Gebildeten, die Griechisch verstanden, was ihn für eine Kommunikation mit dem Herrscher von Byzanz prädestinierte.³⁹

Nach dem Tod Konrads III. im Jahr 1152 und dem Amtsantritt Friedrich Barbarossas brachte dieser dann allerdings neue Leute in die Kanzlei, so Bischof Eberhard II. von Bamberg, und das führte zu Spannungen. Wibald wurde zwar beauftragt, für Barbarossa ein Gold- und ein Silbersiegel anzufertigen, da man offenbar sehr gut über die große Kunstfertigkeit der Stabloer Gold- und Silberschmiede Bescheid wusste, aber bald wurde der Abt von Eberhard gemahnt, er habe die Siegel nicht schnell genug anfertigen lassen und verschickt. Dies führte zu einem heftigen brieflichen Zornausbruch Wibalds, bei dem er auf die Männer der Kanzlei Heinrichs V. verwies, die er in seiner Jugend kennengelernt hatte und die sich niemals gegenüber älteren erfahrenen königlichen Beratern so respektlos verhalten hätten wie Eberhard gegenüber Wibald.⁴⁰

Es ist schwer einzuschätzen, wie groß Wibalds Einfluss am Königshof unter Friedrich Barbarossa tatsächlich noch war. Es ist sicherlich keine Frage, dass jüngere Leute nachdrängten und Friedrich einen anderen Regierungsstil pflegte als Konrad, der ja auch immer wieder von längerer Krankheit heimgesucht worden war. Auch das Briefbuch weist nicht mehr diese Fülle an Briefen in Reichsangelegenheiten auf wie zu Konrads Zeiten. Andererseits sollte man Wibalds Rolle nicht unterschätzen: Ferdinand Opll hat vor einigen Jahren darauf hingewiesen, dass Friedrich Barbarossa und Kaiser Manuel Komnenos von Byzanz nach Wibalds Rückreise von seiner ersten Gesandtschaftsreise 1156 gemeinsam für Stablo ein verlorenes Altarretabel mit Szenen aus der Passion stifteten.

38 Es handelt sich um Wibald, Brief Nr. 316 (ed. Hartmann, Briefbuch 2 [wie Anm. 4], S. 668–670); vgl. auch Otto Kresten, Der „Anredestreit“ zwischen Manuel I. Komnenos und Friedrich I. Barbarossa nach der Schlacht von Myriokephalon, in: *Römische Historische Mitteilungen* 34/35 (1992/93), S. 65–110, hier S. 87 ff.

39 Vgl. die Überlegungen dazu in der Editionseinleitung Hartmann, Briefbuch 1 (wie Anm. 4), S. LXXXVf.

40 Es handelt sich um den Brief Nr. 338 (ed. Hartmann, Briefbuch 2 [wie Anm. 4], S. 707–709); vgl. dazu auch Hausmann, Reichskanzlei (wie Anm. 25), S. 232 sowie Kurt Zeillinger, Friedrich Barbarossa, Wibald von Stablo und Eberhard von Bamberg, in: *MIÖG* 78 (1970), S. 210–233, bes. S. 211 f. Jakobi, Wibald (wie Anm. 5), S. 44 vermutete, dass Wibald im Frühjahr 1122, als Kaiser Heinrich V. sich einige Monate in Niederlothringen aufhielt, in die Reichskanzlei eingeführt worden war.

Seine Erfahrungen mit Byzanz und vermutlich seine Griechischkenntnisse veranlassten dann Friedrich Barbarossa, Wibald noch einmal nach Byzanz zu schicken. Die Strapazen der Rückkehr aus Byzanz im Sommer 1158 waren dann allerdings zu viel für den 60jährigen Abt, so dass er am 19. Juli in Monastir, dem heutigen Bitola in Mazedonien, starb.⁴¹ Interessant ist nun, dass Rahewin, der die *Gesta Friderici Ottonis* von Freising fortsetzte, berichtet, im Januar/Februar 1159, also ein halbes Jahr nach Wibalds Tod, von dem man offenbar in Byzanz bald erfahren hatte, sei eine Gesandtschaft von Kaiser Manuel am Hof Barbarossas eingetroffen, um darzulegen, dass die Byzantiner am Tod Wibalds keine Schuld träfe.⁴² Das zeigt noch einmal sehr deutlich, welche Bedeutung Wibald von Stablo und Corvey für die Regierenden in West und Ost der Stauferzeit gehabt hatte.

Das Nachleben

Die Quellen aus Stablo zu Wibalds Tod und Nachleben überliefern nicht, woran er während der Reise gestorben ist, nur, dass er am Ort seines Todes, wohl in einer Kirche der Stadt, zur letzten Ruhe gebettet wurde. Seine Begleiter kehrten dann ins Reich zurück und im Laufe des August dürfte sich die Nachricht von seinem Ableben verbreitet haben. In Corvey dauerte es zwei Jahre, bis ein neuer Abt gewählt wurde.⁴³ Es hat fast den Anschein, als habe man in Wibalds zweiter Abtei sehr schnell mit ihm abgeschlossen und so gab man vielleicht auch problemlos den Stablor Mönchen das Briefbuch heraus, denn diese pflegten sein Gedächtnis in ganz anderer Weise: Zunächst wählten sie Wibalds Bruder Erlebold zum Abt (1158–1192) und dieser unternahm es, die Gebeine seines Bruders heim nach Stablo zu holen, was vermutlich im Frühjahr oder Frühsommer 1159 geschah und von Friedrich Barbarossa unterstützt wurde.⁴⁴ Darüber wissen wir nichts Näheres. Die Chronik des Franciscus Laurenty aus dem 16. Jahrhundert berichtet dann aber ausführlich, dass der zuständige Diözesanbischof Heinrich von Lüttich sowie eine Reihe von Äbten und eine stattliche Menge von Klerus und Volk anwesend waren, als am 26. Juli

41 Vgl. zum Itinerar Wibalds, der nach dem 6. Oktober 1157 aufgebrochen sein muss, Hartmann, Briefbuch 1 (wie Anm. 4), S. XX.

42 Vgl. dazu Hausmann, Reichskanzlei (wie Anm. 25), S. 250 mit Anm. 3 zu den Quellen, die darüber berichten vgl. Georg Waitz/Bernhard von Simson (Bearb.), *Otonis et Rahewini Gesta Friderici I. Imperatoris* (MGH SS rer. Germ. 45), Hannover/Leipzig 1912, S. 267.

43 Vgl. zu Corvey Wilhelm Stüwer, Corvey, in: Rhaban Haacke (Bearb.), *Die Benediktinerklöster in Nordrhein-Westfalen* (Germania Benedictina 8), St. Ottilien 1980, S. 236–292, hier S. 257, der darauf hinweist, dass die Quellenlage in der Zeit nach Wibald sehr schlecht ist.

44 Über Erlebold ist wenig bekannt, aber er begegnet in den Briefen Wibalds wiederholt als Bote; vgl. dazu Hartmann, Studien (wie Anm. 24), S. 106 und außerdem Carl Schorn, *Eiflia Sacra oder Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen der Eifel*, Bd. 2, Bonn 1889, S. 47 (Erlebold oder Aldebold).

1159 unter großem Wehklagen und Trauern der Mitbrüder der Leichnam Wibalds vor dem Hauptaltar der Stabloer Klosterkirche, und zwar zwischen Chor und Kanzel, bestattet wurde.⁴⁵

Dies ist eine ziemlich präzise Aussage und so war es nicht überraschend, dass man 1994 bei Ausgrabungen in der Klosterkirche Wibalds Gebeine genau an der Stelle fand, die Laurenty in seiner Chronik bezeichnet hatte. Nach eingehenden Untersuchungen, die dann 2009 – pünktlich zur 850-Jahrfeier seiner Beisetzung in Stablo im Rahmen einer Ausstellung und eines Colloquiums – publiziert wurden, können wir nun noch etwas mehr über ihn sagen: Die anthropologischen Untersuchungen seines Skeletts ergaben, dass Wibald zwischen 1,75 und 1,80 m groß war, d. h. er dürfte viele Zeitgenossen überragt haben. Erkennbar wurde auch, dass er zum Zeitpunkt seines Todes an Arthrose litt, aber seine Todesursache dürfte organischer Art gewesen sein, so dass man sie nicht mehr feststellen kann.⁴⁶ Außergewöhnlich an diesem Grabfund ist sein schöner Abtsstab, den man ihm mit ins Grab gegeben hat und der sehr gut restauriert worden ist.⁴⁷ Deutlich erkennbar ist die Stabloer Schule der Emailarbeiten, wie wir sie von den Medaillons des verlorenen Remaclus-Retabels kennen.

Abschließend zum Briefbuch lässt sich also sagen, dass zwar nicht jeder Brief spannend ist, aber es gibt doch eine ganze Reihe von Stücken, die uns Einblick gewähren in den Alltag seiner Klöster Stablo und Corvey und in das Leben am Hof Konrads III. Dafür möchte ich hier noch ein allerletztes Beispiel aus einem Brief Wibalds bringen: Der Abt schildert darin ein abendliches Beisammensein am Hof mit dem König, der sich über die Argumentationsweise der Dialektiker wunderte und erklärte, seiner Meinung nach sei es unmöglich zu beweisen, dass ein Mensch ein Esel sei. Wibald schreibt dazu: „Ich sagte ihm, dass dies tatsächlich nicht zuwege gebracht werden könne, wohl aber könne es als ein falscher Schluss gefolgert werden, wenn man keine klaren Prämissen machen würde. Da der König es nicht verstand, führte ich ihm einen scherzhaften Trugschluss vor. „Habt ihr ein Auge,“ fragte ich ihn. Er bejahte. „Habt ihr zwei Augen“. fragte ich weiter. Er bestätigte dies auch und ich sagte: „Eins und zwei gibt drei. Ihr habt also drei Augen“. Als der

45 Die Passage aus der Chronik wurde gedruckt von Jaffé, *Monumenta Corbeiensia* (wie Anm. 12), S. 607.

46 Vgl. dazu Bernard Lambotte/Brigitte Neuray, *La découverte de la tombe de Wibald et son mobilier funéraire*, in: Albert Lemeunier (Hrsg.), *Wibald de Stavelot, Abbé d'Empire († 1158). Un trésor à découvrir*, Stavelot 2009, S. 25–29 mit zahlreichen Abbildungen.

47 Vgl. dazu Bernard Lambotte/Brigitte Neuray, *Les trésors exhumés (crosse abbatiale, Sol et Luna, vitraux)*, in: ebd., S. 43–48 mit zahlreichen Abbildungen.

König mit Hilfe von vielen ähnlichen Beispielen gelernt hatte, was Dialektik ist, sagte er zu mir, dass die Gelehrten doch ein fröhliches Leben hätten“.⁴⁸

48 Vgl. Brief 142 (ed. Hartmann, Briefbuch 1 [wie Anm. 4], S. 300f.) und dazu jetzt auch Frank Rexroth, *Fröhliche Scholastik. Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters*, München 2018, S. 247. Diese Stelle ist sehr oft in der Literatur zitiert worden; vgl. auch Loris Sturlese, *Philosophie im Mittelalter. Von Boethius bis Cusanus*, München 2013, S. 202 ff.

Quellenkundliche Überlegungen zu Briefen niederdeutscher Kaufleute

von Ole Meiners

Briefe hatten für die Kaufleute des Spätmittelalters und der Frühneuzeit eine besondere Bedeutung. Anschaulich wird dies etwa durch ihre Verwendung im wohl bekanntesten Porträt eines niederdeutschen Kaufmanns des ausgehenden Mittelalters: das von Hans Holbein d.J. im Jahr 1532 angefertigte Bildnis des Danziger Hansekaufmanns Georg Giese in London.¹ Es zeigt einen am Londoner Hansekontor, dem Stalhof, tätigen Händler in einem holzvertäfelten Zimmer, welches mit verschiedenen, symbolisch zu deutenden Gegenständen ausgestattet ist, die in Bezug zur dargestellten Person stehen: Neben Gieses Kleidung aus edlen Stoffen und einer Nelke in einer gläsernen Vase, die auf seine Verlobung hindeutet, sind es vor allem Dinge des kaufmännischen Alltags, die ihn umgeben, wie etwa eine Handwaage und diverse Kaufmannsbücher. Zahlreiche Utensilien beziehen sich explizit auf das Briefeschreiben: So befinden sich auf dem Tisch vor dem Kaufmann Schreibfedern, Siegelwachs und ein Siegelstempel. An den Holzwänden, hinter Leisten befestigt, umgeben Georg Giese die Briefe selbst. Auch in seinen Händen hält er einen Brief, dessen Aufschrift lesbar ist – wie auch bei den übrigen Briefen. Es handelt sich um eine Adressangabe: „Dem Erszamen Jorgen gisze to lundene engelant mynemy broder to handen“.² Auf anderen Briefen lassen sich zudem Kaufmannsmarken

1 Zu den Darstellungen von am Londoner Stalhof tätigen Kaufleuten durch Hans Holbein siehe etwa Katrin Petter-Wahnschaffe, Hans Holbein und der Stalhof in London, Berlin/München 2010; Hermann Freytag, Das Bildnis eines Danzigers, von Hans Holbein gemalt, in: Zeitschrift des Westpreussischen Geschichtsvereins 40 (1899), S. 107–115.

2 Auf der Seite zum Objekt bei Europeana Collections wird darauf verwiesen, dass der Verfasser des Briefes eindeutig identifizierbar sei: Es handele sich um Tiedemann Giese, einen Geistlichen und späteren Bischof von Ermland. Der oder dem leider nicht aufgeführten Verfasser*in der Objektbeschreibung gemäß entspricht das Bild daher stilistisch einem „Schema, das für Gelehrten- und Autorenbildnisse geläufig war“, wie Holbein es etwas für seine Darstellung des Erasmus von Rotterdam verwendet habe. Der Brief seines Bruders wäre somit eher ein Verweis auf die Verbindung Gieses zur Welt der humanistischen Gelehrten. Inwiefern Tiedemann Giese bereits zu diesem Zeitpunkt eine solche Reputation hatte – oder seine spätere Karriere erwartbar war –, ist schwer zu beurteilen. Die übrigen oben angeführten, eindeutig kaufmännischen Utensilien sowie die durch Kaufmannsmarken eindeutig als kaufmännisch ausgewiesenen Briefe an den Wänden sprechen meines Erachtens dafür, dass Giese hier vorrangig als Kaufmann dargestellt wird. Dass er darüber hinaus auch als mit humanistischen Kreisen verbunden dargestellt wird, muss dem nicht widersprechen. Aufgrund der vielfältigen Verbindungen und Aktivitäten spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Kaufleute ist die singuläre oder eindeutige Zuordnung zu einer Gruppe oder Tätigkeit oftmals unmöglich. Gerade diese vermeintliche Uneindeutigkeit ist ein Kennzeichen vor- und frühmoderner Kaufleute, wie im Folgenden dargestellt werden soll. Zum Giese-Porträt siehe: https://www.europeana.eu/portal/de/record/2064108/Museu_ProvidedCHO_Gem_Idgalerie__Staatliche_Museen_zu_Berlin_868769.html [Stand: 07.02.2019].



*Hans Holbein (der Jüngere, 1497/98–1543), Der Kaufmann Georg Gisze (1497–1562),
Gemälde 1532, Gemäldegalerie Berlin (Vorlage: Wikimedia)*

erkennen. Es sind diese Briefe und die Schreibutensilien, die ihn, zusammen mit den Rechnungsbüchern und seinem kostspieligen Kleidungsstil, als (vermögenden) Fernhändler in seinem Kontor erkennbar werden lassen.

Die Verwendung von Briefen als Attributen des Kaufmanns durch Holbein ist auffällig, schrieben doch auch andere Berufsgruppen und Stände seit dem Spätmittelalter Briefe in zunehmender Anzahl.³ Für Kaufleute erfüllten sie eine entscheidende Funktion: Erst der regelmäßige Austausch von Briefen ermöglichte die Organisation des vor- und frühmodernen Fernhandels durch Kaufmänner, die an ihren jeweiligen Tätigkeitsorten sesshaft waren und miteinander ihren Handel organisierten.⁴ Neben Kaufmannsbüchern handelte es sich bei der Korrespondenz zwischen ihnen um die wichtigsten Dokumente kaufmännischer Schriftlichkeit. Die Verwendung von Briefen und Briefutensilien in Holbeins Gemälde deutet an, wie sehr das hierdurch symbolisierte Korrespondenznetzwerk des Kaufmanns mit dessen Tätigkeit und seinem ökonomischem Erfolg zusammenhing, ein Erfolg, den nicht zuletzt das kunstfertige und entsprechend teure Bild selbst unterstreicht.⁵

Die Briefe der Kaufleute der Vor- und Frühmoderne sind als historische Quellen keine Neuentdeckung.⁶ Dies zeigt etwa das Beispiel des wohl bekanntesten als hansisch bezeichneten Kaufmanns, Hildebrand Veckinchusen (* um 1370, † 1426), der seine Prominenz in erster Linie seiner außergewöhnlich umfangreichen Überlieferung an Briefen verdankt – die zudem zu den frühesten gehört, die für die-

3 Allgemein wird für den deutschsprachigen Raum eine Zunahme des Briefverkehrs ab dem 13. Jahrhundert konstatiert. Siehe etwa Reinhard M. G. Nickisch, Brief (Sammlung Metzler 260), Stuttgart 1991, für das Mittelalter: S. 30–34; Werner Büngel, Der Brief. Ein kulturgeschichtliches Dokument, Berlin 1939.

4 Siehe hierzu grundlegend: Matthias Hardt, Art. Fernhandel, in: Adalbert Erler/Ekkehard Kaufmann/Albrecht Cordes/Andreas Karg (Hrsg.), Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte 1, 2. Aufl., Berlin 2016, Sp. 1544–1549; für den niederdeutschen Raum: Albrecht Cordes, Spätmittelalterlicher Gesellschaftshandel im Hanseraum (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, N. F. 45), Köln 1998, S. 298–307; zur Rolle der Briefe hierbei: Inge-Maren Wülfing, Handels- und Kreditbrief. I. Allgemein und nördliches Europa, in: Lexikon des Mittelalters 2 (1983), Sp. 680 f.

5 Auch im Vergleich mit den anderen von Holbein angefertigten Kaufmannsporträts wird das von Giese als besonders aufwändig und kunstfertig dargestellt. Nicht zuletzt ist es auch von größerem Format. Siehe die Objektbeschreibung auf Europeana Collections (wie Anm. 2).

6 So erwähnt etwa Theodor Hirsch bereits 1858 die später von Walther Stein edierten Briefe aus Danzig; Theodor Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte, Stuttgart 1858, ND Schaan/Liechtenstein 1983, S. 229; Walther Stein, Handelsbriefe aus Riga und Königsberg von 1458 und 1461, in: Hansische Geschichtsblätter 9 (1898), S. 59–125. Weitere frühe Publikationen entsprechender Bestände für den niederdeutschen Raum: Heinrich Schmidt, Aus Bremischen Familienpapieren 1426–1445, in: Hansische Geschichtsblätter 4 (1875), S. 53–74; Ernst Strehle, Ein Geschäftsbrief aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde 4 (1867), S. 430–432; Friedrich Techen, Einige Handelsbriefe aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts im Ratsarchive zu Wismar, in: Hansische Geschichtsblätter 27 (1922), S. 170–186.

sen Raum erhalten ist.⁷ Dennoch standen lange Zeit andere Quellengattungen im Vordergrund handelsgeschichtlicher Arbeiten. So wurde bevorzugt auf quantitativ auswertbare Quellen zurückgegriffen, zur Ermittlung von Handelsvolumina und Warenströmen sowie anderer makroökonomischer Phänomene etwa auf Zollakten. Für die Annäherung an die Handelsorganisation und -techniken wie die Buchhaltung standen Kaufmannsbücher im Mittelpunkt des Interesses.⁸ Jüngere Arbeiten haben hingegen auch kaufmännische Briefe verstärkt berücksichtigt, etwa zur Rekonstruktion von Handelsnetzwerken.⁹ Zudem rückte der Fokus vermehrt auf das

-
- 7 Ein geringer Teil der überlieferten Korrespondenz wurde von ihrem Entdecker und Bearbeiter, Wilhelm Stieda, bereits 1887 bzw. 1894 im Rahmen kürzerer Abhandlungen publiziert. Im Jahr 1921 erschien dann der Hauptteil mit über 500 Briefen: Wilhelm Stieda, Ein Geldgeschäft Kaiser Sigismunds mit hansischen Kaufleuten, in: *Hansische Geschichtsblätter* 6 (1887), S. 63–82; Wilhelm Stieda, *Hansisch-Venetianische Handelsbeziehungen im 15. Jahrhundert*, Leipzig 1894; Wilhelm Stieda (Hrsg.), *Hildebrand Veckinchusen. Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns im 15. Jahrhundert*, Leipzig 1921. Die Überlieferung der Kaufmannsbücher von Hildebrand Veckinchusen ist sicherlich als ebenso einmalig in ihrem Umfang zu bewerten; allerdings wurde ihre Publikation erst jüngst abgeschlossen, weswegen sie im Hinblick auf ihre Auswertung durch die Wissenschaft noch hinter den Briefen zurückstehen. Michail P. Lesnikow/Walter Stark (Hrsg.), *Die Handelsbücher des Hildebrand Veckinchusen. Kontobücher und übrige Manuale (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, N. F. 67)*, Köln/Weimar/Wien 2013.
- 8 Siehe etwa zu Kaufmannsbüchern mit entsprechenden Quelleneditionen: Fritz Rörig, *Wirtschaftskräfte im Mittelalter. Abhandlungen zur Stadt- und Hansegeschichte*, 2. Aufl., Wien/Köln/Graz 1971. Zur Arbeit mit Zollakten stellvertretend die umfangreiche Studie von Stuart Jenks: Stuart Jenks, *England, die Hanse und Preußen. Handel und Diplomatie, 1377–1474. 1. Teil: Handel (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, N. F. 38.1)*, Köln/Weimar/Wien 1992. Neuere Arbeiten, die Zollakten und ähnliche Wirtschaftsquellen auch mittels quantitativer Methoden auswerten: Angela Huang, *Die Textilien des Hanseraums. Produktion und Distribution einer spätmittelalterlichen Fernhandelsware (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, N. F. 71)*, Köln/Weimar/Wien 2015; Christina Link, *Der preußische Getreidehandel im 15. Jahrhundert. Eine Studie zur nordeuropäischen Wirtschaftsgeschichte (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, N. F. 68)*, Köln/Weimar/Wien 2014. Zum Wandel der Fragestellung, die mit den entsprechenden Quellen einhergeht, siehe auch: Walter Stark, *Über hansische Kaufmannsbücher und Kaufmannsbriefe*, in: Evamaria Engel/Konrad Fritze/Johannes Schildhauer (Hrsg.), *Hansische Stadtgeschichte – Brandenburgische Landesgeschichte. Hansische Studien VIII (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte 26)*, Weimar 1989, S. 241–249.
- 9 Als umfangreichstes Beispiel für den niederdeutschen Raum: Carsten Jahnke, *Netzwerke in Handel und Kommunikation an der Wende vom 15. zum 16. Jh. am Beispiel zweier Revaler Kaufleute*, Habilitationsschrift, Kiel 2004; Siehe auch zum oberdeutschen Raum: Mark Häberlein, *Brüder, Freunde und Betrüger. Soziale Beziehungen, Normen und Konflikte in der Augsburger Kaufmannschaft um die Mitte des 16. Jahrhunderts (Colloquia Augustana 9)*, Berlin 1998. Gerade für das Thema Vertrauen sind die kaufmännischen Briefe eine wertvolle Quelle. Siehe etwa: Justyna Wubs-Mrozewicz, *Mercantile Conflict Resolution and the Role of the Language of Trust: a Danzig Case in the Middle of the Sixteenth Century*, in: *Historical Research* 88 (2015), S. 417–440; Suze Zijlstra, *To Build and Sustain Trust: Long-Distance Correspondence of Dutch Seventeenth-Century Merchants*, in: *Dutch Crossing* 36 (2012), S. 114–131.

Handelsgeschehen als Praxis und somit auf die Kaufleute als Akteure, wofür kaufmännische Briefe als besonders vielversprechende Quelle erscheinen.¹⁰

Was trotz der vermehrten Nutzung der kaufmännischen Briefe bislang fehlt, ist eine quellentypologische Beschäftigung mit der Frage, was diese eigentlich als solche auszeichnet. In den einschlägigen Publikationen zu spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Briefen führen sie oftmals ein Randdasein: Sie werden bei Aufzählungen von Briefftypen zwar zumeist genannt als Kaufmanns-, Handels- oder auch als Geschäftsbrief. Eine Definition oder eingehende Beschäftigung bleibt jedoch aus.¹¹ Die Frage, was ein kaufmännischer Brief ist – und auch, was er nicht ist – erscheint nicht zuletzt deswegen sinnvoll, weil die unreflektierte Verwendung der Begriffe „Kaufmannsbrief“, „Handelsbrief“ und „Geschäftsbrief“ für Schriftstücke spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Kaufleute problematische Implikationen mit sich bringt. Zum einen aufgrund der mitunter unterstellten Kontinuität zu modernen Geschäftsbriefen, die höchst fragwürdig ist.¹² Zum anderen gehen hiermit anachronistische Vorstellungen einer Ausdifferenzierung bzw. überzeitlichen Existenz eines eigenständigen Gesetzmäßigkeiten folgendes ökonomischen Feldes einher, welches insbesondere im Bereich des vormodernen Fernhandels verortet wird mit den Kaufleuten als dessen primären Trägern und Akteuren.¹³

10 Siehe hierzu die Beiträge in: Mark Häberlein/Christof Jeggle (Hrsg.), *Praktiken des Handels: Geschäfte und soziale Beziehungen europäischer Kaufleute in Mittelalter und früher Neuzeit*, Konstanz 2010.

11 Besonders auffällig ist dies für Texte, die kaufmännische Briefe in den Mittelpunkt stellen, wie etwa Balduin Penndorf, *Die historische Entwicklung des kaufmännischen Briefstiles*, in: Ewald E. J. Messing (Hrsg.), *Zur Wirtschafts-Linguistik. Eine Auswahl von kleineren und grösseren Beiträgen über Wert und Bedeutung, Erforschung und Unterweisung der Sprache des wirtschaftlichen Verkehrs*, Rotterdam 1932, S. 158–174. In den meisten Arbeiten zu Briefen in Mittelalter und der Frühneuzeit spielen Handelsbriefe jedoch eine untergeordnete Rolle, sie werden zumeist nur in Aufzählungen erwähnt oder in knappen Absätzen als Beleg für eine Ausdehnung des Briefes als Kommunikationsform verwendet. So etwa bei Nickisch, *Brief* (wie Anm. 3), S. 30, der implizit einen Geschäftsbrief als eigene Briefgattung zwischen Urkunde, Amtsbrief und Privatbrief aufführt. Steinhausen hingegen zählt sie zu den Privatbriefen, zumindest hatte er geplant, im Rahmen seiner ursprünglich auf drei Bände angelegten Quellensammlung „Deutsche Privatbriefe des Mittelalters“ die „Handelsbriefe“ im leider nie erschienenen dritten Band zu veröffentlichen. Siehe Georg Steinhausen, *Deutsche Privatbriefe des Mittelalters. 2. Band: Geistliche – Bürger I* (Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte, I. Abteilung: Briefe), Berlin 1907, S. IX.

12 Siehe etwa Penndorf, *Entwicklung* (wie Anm. 11), S. 168, der in einer explizit sprach-politisch zu verstehenden Geschichte des deutschen Kaufmannsbriefstils dessen Entwicklung seit dem ausgehenden Mittelalter in groben Zügen nachzeichnet und insbesondere die ab dem 17. Jahrhundert eintretende Übernahme französischer und anderer, nicht-deutschsprachiger Begriffe anprangert. Im Hinblick auf Stil und Form sieht er eine eindeutige Kontinuität vom 15. Jahrhundert bis in seine Gegenwart.

13 Werner Sombart sah in den Kaufleuten, wenn auch eher des oberitalienischen und süddeutschen Raums, die wesentlichen Akteure des von ihm im ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Frühneuzeit verorteten Frühkapitalismus. Siehe Werner Sombart, *Der moderne Kapitalismus*.

Im Folgenden soll daher eine Verortung kaufmännischer Korrespondenz in der vielgestaltigen Quellengattung vor- und frühmoderner Briefe vorgenommen werden. Die Einteilung einzelner Briefftypen erfolgt in der Literatur keineswegs nach einheitlichen Kriterien. Vielmehr gibt es eine Reihe von Merkmalen, mittels derer Briefe klassifiziert werden können und die im Folgenden herangezogen werden: Der *formale Aufbau* der Briefe, die am Briefwechsel beteiligten *Personen* (Verfasser und Adressat), der *Inhalt* der Briefe sowie ihre *Funktion* bzw. *Verwendung*. Auf diese Merkmale hin sollen als kaufmännisch bewertete Briefe betrachtet werden unter der Frage, was sie in der jeweiligen Hinsicht auszeichnet und ob sie sich mithilfe dieses Kriteriums abgrenzen und beschreiben lassen. Dabei soll ein Schritt zurück gemacht und grundsätzlich gefragt werden: Gab es einen eigenständigen Briefftyp „Kaufmannsbrief“? Die Erstellung eines Kriterienkatalogs, anhand dessen sich ein Brief als kaufmännisch oder nicht einordnen lässt, ist hierbei nicht das Ziel. Ebenso wird auch keine Definition eines Quellentyps „Kaufmannsbrief“ erarbeitet. Vielmehr geht es um eine Problematisierung der verwendeten Begriffe und der mit ihnen einhergehenden Vorstellungen der Tätigkeit von Kaufleuten und somit der Funktionsweise des vor- und frühmodernen Fernhandels anhand einer primären Form ihrer Schriftlichkeit. Bislang kaum beachtet bei der Arbeit mit den Briefen der Kaufleute wurde ihr Nachleben, das als Überlieferungskontext für die Nutzung dieser Quellengattung unbedingt zu beachten ist. Hierauf soll daher im Anschluss an die Diskussion der vier Kriterien ebenfalls eingegangen werden.

Die folgenden Ausführungen stellen eine allgemeine Auseinandersetzung mit vor- und frühmodernen Kaufmannsbrieffen dar. Als Beispiel hierfür dient in erster Linie die Korrespondenz niederdeutscher Kaufleute des 14. bis 16. Jahrhunderts. Eine vergleichende Perspektive, etwa mit den Briefen oberdeutscher, italienischer oder auch englischer, niederländischer oder jüdischer Händler im Mittelmeerraum, wäre, wie viele andere Aspekte der Geschichte vor- und frühmodernen Handels, wün-

Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, 1. Aufl., Leipzig 1902, 2. Aufl., München/Leipzig Bd. 1/2 1916, Bd. 3 1927, Neudruck München 1987. Die hieran anknüpfende Literatur und Diskussion kann hier nicht wiedergegeben werden. Zur Ausdifferenzierung eines ökonomischen Feldes bzw. seiner praxeologischen Definition siehe Pierre Bourdieu, Das ökonomische Feld, in: Pierre Bourdieu u. a., Der Einzige und sein Eigenheim (erweiterte Neuauflage der Schriften zu Politik & Kultur 3), Hamburg 1998, S. 162–204, sowie grundsätzlich zum Verständnis von ‚Wirtschaft‘ als eigenständigem System einer modernen Gesellschaft: Niklas Luhmann, Die Wirtschaft der Gesellschaft (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1152), 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1988. Die fundamentale Rolle, die Luhmann im Rahmen seiner Soziologie der Kommunikation einräumt, unterstreicht die Bedeutung der Frage nach Charakteristik und Funktion der hier behandelten Korrespondenz als zentralem Medium der kaufmännischen Kommunikation und die problematischen Folgerungen für die Funktionsweise des Handels allgemein, die anachronistische Rückprojektionen modernen Geschäftsschriftguts in die Welt der Kaufleute des Mittelalters und der Frühneuzeit mit sich bringen.

schenswert und vielversprechend, kann aber an dieser Stelle nicht geleistet werden. Jüngere Forschungen, die insbesondere kaufmännische Korrespondenz auswerten, lassen jedoch die großen Ähnlichkeiten bei der alltäglichen Handelspraxis zwischen den Akteuren aus den verschiedenen Regionen erkennen, entgegen den lange Zeit auch aus nationalgeschichtlichen Gründen betonten Unterschieden.¹⁴ Die im Folgenden vorgestellten Überlegungen sollen hieran anschließend ein kleiner Beitrag zu einer vergleichenden Geschichte des Handels im ausgehenden Mittelalter und in der beginnenden Frühneuzeit sein, die diese überkommenen nationalen Narrative neu schreibt.

Formale Kriterien

Der Briefftyp, zu dem kaufmännische Briefe in der Regel in Beziehung gesetzt werden – paradoxerweise entweder als eine Unterform oder in Abgrenzung zu diesem –, ist der Privatbrief.¹⁵ Dieser ist als Texttyp selbst eine eher ungenau umrissene, aber oft verwendete Sammelkategorie. Zumeist wird er vom vergleichsweise klar zu fassenden Amtsbrief unterschieden, also von einem offiziellen Schreiben, das nicht das dialogische Moment eines Briefwechsels hat und oftmals eher dem Namen nach ein Brief ist, tatsächlich jedoch dem Dokumenttyp der Urkunde näher steht.¹⁶ Auf die für den hier betrachteten Zeitraum problematischen modernen Kategorien ‚privat‘ und ‚öffentlich‘ wird noch einzugehen sein, aufgrund der breiten Verwendung in der Forschungsliteratur soll der Begriff ‚Privatbrief‘ jedoch in den folgenden Ausführungen beibehalten werden, wenn auch in Anführungszeichen.

Mit Form und Struktur vor- und frühmoderner Briefe haben sich vor allem literatur- und sprachwissenschaftliche Arbeiten beschäftigt. Für den hier betrachteten

14 So betonen die Arbeiten die große Bedeutung von Vertrauen und kommunikativen Praktiken. Für den italienischen Raum siehe Gunnar Dahl, *Trade, Trust and Networks. Commercial Culture in Late Medieval Italy*, Lund 1998, S. 81–170 sowie Ricardo Court, „Januensis ergo Mercator“: Trust and Enforcement in the Business Correspondence of the Brignole Family, in: *Sixteenth Century Journal* 35 (2004), S. 987–1003. Für die Niederlande bzw. den Nord- und Ostseeraum siehe die Arbeiten von Wubs-Mrozewicz und Zijlstra (wie Anm. 9). Zur Diskussion um die ideologischen Prägungen insbesondere der Hanse-Historiographie und ihr Nachleben nach 1945 siehe jüngst: Carsten Groth/Philipp Höhn, *Unwiderstehliche Horizonte? Zum konzeptionellen Wandel von Hanseraum, Reich und Europa bei Fritz Rörig und Carl Schmitt*, in: *Historische Zeitschrift* 306 (2018), S. 321–355.

15 Wie Anm. 11.

16 Siehe etwa die Graphik zu Briefftypen in: Regine Metzler, *Zur Textsorte Privatbrief in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts*, in: Rudolf Grosse (Hrsg.), *Untersuchungen zur Pragmatik und Semantik von Texten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsberichte 168)*, Berlin 1987, S. 1–74, S. 36. Sie hält fest, dass in den Kanzleien „die meisten Urkunden Briefform haben“ (S. 13). Metzler fasst bemerkenswerterweise Geschäfts- und Amtsbriefe zusammen in Abgrenzung zum Privatbrief. Siehe auch: Christina Seidl, *Brief, aus: Medien und Kommunikation in der Frühen Neuzeit*, in: *historicum.net*, <https://www.historicum.net/purl/6p/> [Stand: 08.02.2019].

Zeitraum und Gegenstand besonders hilfreich ist die Definition des ‚Privatbriefs‘, wie Regine Metzler sie vornimmt. Dieser zufolge besteht die Kompositionsstruktur der Textsorte ‚Privatbrief‘ aus drei Teilen: Einer Brieferöffnung (Salutatio), dem Hauptteil des Briefes in Form einer „Sender-Empfänger-Isotopiekette“, sowie einem Briefschluss (Conclusio).¹⁷ Die Eröffnung und der Schluss sind wiederum kompositorisch formalisierbar und folgen festen Mustern, wie sie anhand einer Analyse von ‚Privatbriefen‘, die der Zwickauer Schullektor, Stadtschreiber und spätere Ratsherr Stephan Roth mit Geistlichen, Adligen und städtischen Amtsinhabern zwischen 1528 und 1545 austauschte, ermittelt wurde. Die Brieferöffnung enthält zunächst die Anrede des Adressaten des Briefes. Hinzukommen kann als zweiter Teil eine Versicherung der Dienstwilligkeit, die jedoch auch im Briefschluss auftreten kann. Hierbei versichert der Verfasser dem Adressaten, zumeist in unspezifischer Form, die eigene Bereitschaft, in seinem Sinne zu wirken. Metzler sieht die Form des ‚Privatbriefs‘ auf den Kanzleistil zurückgehen, welcher auch an städtischen Schreibschulen des ausgehenden Mittelalters stilbildend gewesen sei.¹⁸ Die Dienstwilligkeitsversicherung habe sich etwa aus der Devotionsformel der Urkunden entwickelt.¹⁹ Der Briefschluss ist weniger streng formalisiert als die Brieferöffnung. Neben der immer vorhandenen Datumsangabe und Unterschrift des Briefschreibenden, die Metzler als weitere Entlehnung aus dem Kanzleistil interpretiert, sei fast immer auch eine Ortsangabe zu finden. Darüber hinaus werden dem Sender (sowie mitunter auch seiner Familie) oftmals Grüße, Wünsche für die Gesundheit und das Wohlergehen oder eine Empfehlung in Gottes Gnade übermittelt. Zusätze wie „eilentz“ oder „in Eyl“ wertet sie als optionale Zusätze des formalisierten Briefschlusses.²⁰ Bezüglich des allgemeinen Schreibstils hält sie fest: „Die Knappheit der Darstellung, die Beschränkung auf das Wesentliche überwiegt“.²¹ Insbesondere hier setzt sich auch der Kanzleistil durch, entgegen den Idealvorstellungen humanistischer Gelehrter der Zeit, die sie in Traktaten zum Briefschreiben vertreten.²²

17 Metzler, Privatbrief (wie Anm. 16), S. 52. Metzlers eigentliches Ziel ist eine Analyse der Funktionsweise eines Briefes in linguistischer Perspektive, was allerdings an dieser Stelle vernachlässigt werden kann. Die von ihr verwendeten Briefe wurden jüngst als Edition publiziert: Regine Metzler/Franz Pehem/Nicolaus Günther (Hrsg.), Stephan Roth 1492 – 1546. Stadtschreiber in Zwickau und Bildungsbürger der Reformationszeit (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 32), Leipzig 2008.

18 Siehe Metzler, Privatbrief (wie Anm. 16), S. 6, 25. Sie greift hierzu neben der Analyse der Briefe Stephan Roths auch auf Brieflehren des ausgehenden Mittelalters zurück.

19 Siehe Metzler, Privatbrief (wie Anm. 16), S. 52.

20 Diese bilden jedoch nicht den Regelfall. Metzler, Privatbrief (wie Anm. 16), S. 52 f.

21 Metzler, Privatbrief (wie Anm. 16), S. 63.

22 Metzler verweist hier insbesondere auf die Brieflehre des Erasmus von Rotterdam. Die deutschsprachigen Brieflehren widmeten sich allerdings fast ausschließlich offiziellen Schreiben/Amtsbriefen und nicht Privatbriefen. Siehe Metzler, Privatbrief (wie Anm. 16), S. 19f. In einem späteren

Für Stil und Aufbau kaufmännischer Briefe kommt Doris Tophinke in ihren Ausführungen zu den formalen Eigenschaften der Kaufmannsbriefe am Beispiel der Veckinchusen-Korrespondenz zu Ergebnissen, die fast identisch sind mit denen Metzlers zum ‚Privatbrief‘ des 16. Jahrhunderts.²³ So lassen sich im Hinblick auf den Aufbau im Wesentlichen die oben genannten Elemente identifizieren: Am Beginn steht eine Begrüßungsformel, die den Adressaten anspricht, daran anschließend eine Narratio genannte Erläuterung des Brief-Anlasses, der der Hauptteil mit dem eigentlichen Inhalt folgt. Der Brief schließt mit einem Gesundheits- oder Segenswunsch, auch hier oftmals mit einer Dienstwilligkeitsversicherung (von Tophinke Dienstformel genannt) versehen, und/oder einem Gruß sowie einer Datierung.²⁴

Auf den ersten Blick mag die Ähnlichkeit des grundsätzlich wenig spezifischen Aufbaus – verglichen etwa mit einer Urkunde²⁵ – nicht so sehr überraschen. Dennoch ist es auffällig, dass es dieselben Elemente wie in den ‚Privatbriefen‘ sind, die auch für die kaufmännischen Briefe als besonders stark formalisiert identifiziert werden, wohingegen der übrige Brief betont keine feste Strukturierung aufweist.²⁶ Als Unterschied fällt lediglich der als Narratio herausgearbeitete Teil ins Auge, den

Vergleich stellt Metzler zudem fest, dass sich dieser schmucklose und funktionale Stil auch noch Mitte des 18. Jahrhunderts finden lässt, so etwa in den ‚Privatbriefen‘ von Stephan Roths Nachfolger als Rektor der Zwickauer Lateinschule – ebenfalls entgegen zeitgenössischer Appelle für einen besseren Stil, wie sie etwa von Christian Fürchtegott Gellert vorgebracht wurden. Siehe Regine Metzler, Privatbriefe aus dem 16. und dem 18. Jahrhundert. Ein empirischer Vergleich zur Textsortengeschichte, in: Volker Hertel/Irmhild Barz/Regine Metzler/Brigitte Uhlig (Hrsg.), Sprache und Kommunikation im Kulturkontext. Beiträge zum Ehrenkolloquium aus Anlaß des 60. Geburtstages von Gotthard Lerchner (Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte 4), Frankfurt am Main [u. a.] 1996, S. 359–381.

23 Doris Tophinke, Zur Schriftpraxis einer Kaufmannsfrau im Spätmittelalter – Die Briefe der Margarethe Veckinchusen, in: Gisela Brandt (Hrsg.), Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs III. Forschungsberichte und feministische Fragestellungen. Internationale Fachtagung, Dresden 15.–16.09.1997 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 363), Stuttgart 1998, S. 5–22. Tophinke interessiert im Unterschied zu Metzler weniger typologische als schriftpragmatische Fragen. Umso bemerkenswerter ist es, dass ihre Ausführungen zu fast identischen Ergebnissen kommen im Hinblick auf den formalen Aufbau der Briefe, zumal Tophinke laut Literaturverzeichnis Metzlers Arbeit nicht heranzieht. Tophinke hat sich darüber hinaus aus ähnlicher Perspektive auch mit Kaufmannsbüchern beschäftigt: Doris Tophinke, Handelstexte. Zu Textualität und Typik kaufmännischer Rechnungsbücher im Hanseraum des 14. und 15. Jahrhunderts (ScriptOralia 114), Tübingen 1999.

24 Siehe Tophinke, Schriftpraxis (wie Anm. 23), S. 9–11.

25 Zum Aufbau einer Urkunde, siehe etwa: Thomas Frenz, Urkunde (rechtlich), in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte 5 (1998), Sp. 574–576, der sich stärker mit dem formalen Aufbau beschäftigt als Ruth Schmidt-Wiegand, die jedoch auf die im Mittelalter uneindeutige sprachliche Trennung zwischen Brief und Urkunde hinweist. Siehe Ruth Schmidt-Wiegand, Urkunde (sprachlich), in: wie oben, Sp. 576–577.

26 So hält sie explizit fest: „Brieftingang und Brieftausgang heben sich durch ihre Formelhaftigkeit vom zentralen Informationsteil ab.“ Tophinke, Schriftpraxis (wie Anm. 23), S. 9.

Tophinke zufolge durch feste Wendungen („wetet“ oder „ju geleive to weten“²⁷) eingeleitet wird. Als ‚hartes‘ Unterscheidungskriterium, das den Kaufmannsbrief vom ‚Privatbrief‘ abgrenzt, scheint es allerdings nicht geeignet. Die hierunter gefassten Anknüpfungen an frühere Briefe bzw. allgemein das Übermitteln von Informationen ist keine Besonderheit kaufmännischer Korrespondenz. Auch die einleitenden Phrasen finden sich in anderen Briefen.²⁸ Umgekehrt sind sowohl die von Tophinke nicht erwähnte Unterschrift als auch die entschuldigenden Hinweise am Briefende, dass dieser ‚in Eile‘ oder ‚mit Hast‘ geschrieben sei, ebenso für kaufmännische Briefe feststellbar und gängig.²⁹

Auch bezüglich des Stils sind die Befunde nahezu identisch. Tophinke charakterisiert die Sprache der Veckinchusen-Briefe als einfach und schlicht. So werden einzelne Informationen in einer Art Aufzählung mit einem unspezifischen „Item“ oder einer ähnlichen Wendung eingeleitet und aneinandergereiht.³⁰ Diese einfache und wenig spezifische Form hat sich im Aktionsraum der niederdeutschen Kaufleute über den gesamten hier betrachteten Zeitraum als konstant erwiesen. Bereits der wohl älteste erhaltene Brief eines hansisch zu nennenden Kaufmanns, ein Schreiben Johann Steinwegs aus Thorn an seinen Vetter und Handelspartner in Brügge, entspricht im Hinblick auf den formalen Aufbau den späteren Veckinchusen-Briefen.³¹ Dasselbe gilt für die Briefe des 16. Jahrhundert, die zwar teilweise deutlich umfangreicher sind, aber dem beschriebenen Schema verhaftet bleiben.³² Aufbau und Stil sind hierbei offenbar von der verwendeten Sprache unabhängig: Der besagte älteste Brief ist auf Latein abgefasst, weist jedoch dieselben Charakteristika auf.³³

Die schlichte sprachlich-stilistische Form, der einfache, einheitliche Aufbau sowie die Verwendung der Volkssprache anstelle des von Klerus und Gelehrten verwendeten Lateins (mit Ausnahme des genannten frühen Beispiels von Johann Steinweg aus dem Jahr 1357) hat den Vorteil, dass breiteren Bevölkerungsschichten die

27 Tophinke, *Schriftpraxis* (wie Anm. 23), S. 9.

28 In den von Georg Steinhausen gesammelten Privatbriefen kommen sie an zahlreichen Stellen vor: So im Zusammenhang mit einem Ehrenhändel oder im Zuge der Mitteilung einer Ehefrau an ihren Mann, dass ihr Papagei nun ihren Namen rufen kann („Wisset, lieber man, das der sitik frum ist und kan mir jezund ruffen.“). Steinhausen, *Privatbriefe* (wie Anm. 11), S. 135f. bzw. 150.

29 Als Beispiele dienen etwa die Briefe Nr. 27, 29, 76, 167, 169, 175, 182, 255, 282, 294, 308, 359, 364, 393, 400 und 432 der Veckinchusen-Briefe, welche alle „mit hast“ geschrieben wurden. Siehe Stieda (Hrsg.), *Veckinchusen* (wie Anm. 7).

30 Zur stilistischen Analyse siehe Tophinke, *Schriftpraxis* (wie Anm. 23), S. 9–11.

31 Siehe Strehlke, *Geschäftsbrief* (wie Anm. 6).

32 Siehe etwa die von Friedrich Techen veröffentlichten Briefe aus dem Wismarer Ratsarchiv für den Zeitraum 1565 bis 1590: Techen, *Handelsbriefe* (wie Anm. 6), passim.

33 Einschränkend ist hierbei zu sagen, dass der Brief von Steinweg der einzig mir bekannte ist, der auf Latein abgefasst ist. Auch aufgrund des frühen Datums ist seine stilistische Ähnlichkeit mit den späteren Briefen jedoch umso bemerkenswerter.

Partizipation an der Korrespondenz ermöglicht wird.³⁴ Auch Menschen mit vergleichsweise limitierten Schreib- und Lesefähigkeiten konnten sich am Briefverkehr beteiligen und taten dies auch. Tophinke zeigt dies am Beispiel der Frauen, welche sich als Briefschreiberinnen im Veckinchusen-Bestand finden lassen.³⁵ Der Verzicht auf einen aufwendigeren, gar kunstvollen Ausdruck oder anderweitigen sprachlich-formalen Schmuck belegt den Schwerpunkt auf der funktionalen Seite des Briefes.

Auch im Hinblick auf die Vorgänger, denen die jeweils untersuchten Briefftypen folgen und deren formale Elemente sie übernommen haben, decken sich die Ergebnisse: So sehen Metzler den ‚Privatbrief‘ und auch Tophinke die Kaufmannsbrieve in ihrer Form auf offizielle, städtische Schreiben zurückgehen. Auch in diesen seien insbesondere Briefbeginn und -ende in Form von Anrede und Grußform standardisiert gewesen. Die Übernahme des „Kanzleistils“, wie Metzler es für die Briefe des Stadtschreibers naheliegend festhält, findet sich in ähnlicher Form in der Analyse Tophinkes. Letztere betont die kaufmännischen Tätigkeiten, denen viele Ratsherren nachgingen, und sieht in diesen die Akteure, die den ihnen bekannten Stil aus dem Rathaus in ihr Kontor übernahmen.³⁶

Auf formaler Ebene ist somit festzuhalten, dass es keine trennscharfe Abgrenzung zwischen den Briefen der niederdeutschen Kaufleute und ‚Privatbriefen‘ der Zeit gab. Die entscheidenden Merkmale im Hinblick auf den formalen Aufbau und den verwendeten Stil sind praktisch identisch, die geringen Unterschiede erlauben keine strikte Unterscheidung.

Wie weit die Formen ineinander übergingen, zeigt die Analyse der Briefe der Margarethe Veckinchusen an ihren Mann. Zwar haben verschiedene Arbeiten insbesondere auch am Beispiel der Veckinchusens die Rolle der Frauen in den kaufmännischen Netzwerken herausgearbeitet; dennoch werden ihre Briefe keineswegs als Kaufmannsbrieve gewertet.³⁷ So untersucht Tophinke sie gerade in Gegenüber-

34 Tophinke kommt zu der Einschätzung: „Der Briefschreiber ist hinsichtlich des Informationsteils nicht mit stilistischen Anforderungen oder komplexen Formkonventionen konfrontiert; er kann sich auf die Serialisierung der Briefinformationen und ihre verständliche sprachliche Kodierung konzentrieren.“ Tophinke, *Schriftpraxis* (wie Anm. 23), S. 11.

35 So konnte Margarethe Veckinchusen, die Frau von Hildebrand selbst nicht schreiben und diktierete ihre Briefe, u. a. ihrer Tochter, die im Unterschied zu ihrer Mutter also eine entsprechende Ausbildung genossen hatte. Tophinke, *Schriftpraxis* (wie Anm. 23), S. 13.

36 Tophinke, *Schriftpraxis* (wie Anm. 23), S. 11.

37 Zur Situation der Frauen im Mittelalter nach wie vor maßgeblich: Edith Ennen, *Frauen im Mittelalter*, 6. Aufl., München 1993, zu Kaufmannsfrauen insbes. 240ff. Für die besonders gut erforschten ökonomischen Aktivitäten und Handlungsspielräume der Frauen in Köln siehe Margret Wensky, *Die Stellung der Frau in der stadtkölnischen Wirtschaft im Spätmittelalter* (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, N. F. 26), Köln/Wien 1980; Margret Wensky, *Die Stellung der Frau in Familie, Haushalt und Wirtschaftsbetrieb im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Köln*, in: Alfred Haverkamp (Hrsg.), *Haus und Familie in der spätmittelalterlichen Stadt* (Städteforschung,

stellung zu den übrigen im Veckinchusen-Konvolut überlieferten Briefen, die unter Kaufleuten ausgetauscht wurden. Typischerweise sind es gerade Briefe zwischen Familienmitgliedern, die den ‚Privatbriefen‘ zugerechnet werden.³⁸ Doch hält Tophinke auch für die Briefe Margarethe Veckinchusens fest, dass sie in ihrem „Aufbau und in den formelhaften Wendungen“ der Typik der übrigen kaufmännischen Briefe folgen.³⁹ Sie geht noch einen Schritt weiter, indem sie die Hypothese aufstellt, dass die ‚Privatbriefe‘ des Spätmittelalters allgemein aus dem Kaufmannsbrief hervorgegangen seien. Diese Vermutung soll hier nicht diskutiert werden, sie kann aber als ein weiterer Hinweis verstanden werden, dass die Quellen eine Trennung zwischen ‚Privat-‘ und Kaufmannsbriefen in formaler Hinsicht nicht erlauben.

Beteiligte Personen

Das möglicherweise nahe liegendste und auf den ersten Blick eindeutige Kriterium zur Einteilung eines Briefes als kaufmännisch oder nicht ist die Frage, ob er von einem Kaufmann verfasst wurde oder an einen solchen adressiert war. Eine derartige Unterteilung unternimmt etwa Georg Steinhausen in der von ihm herausgegebenen zweibändigen Quellensammlung „Deutsche Privatbriefe des Mittelalters“, wobei er bemerkenswerterweise – und keineswegs einheitlich – danach unterscheidet, welchem Stand der *Adressat* eines Briefes angehörte, nicht etwa der Verfasser.⁴⁰ Nun leuchtet unmittelbar ein, dass nicht jeder Brief, der an einen Kaufmann gerichtet war, sinnigerweise als ‚kaufmännischer Brief‘ bezeichnet werden kann. Dies wird auch bei den von Steinhausen zusammengetragenen Briefen deutlich: Keineswegs haben etwa die Briefe an Geistliche zwingend einen religiösen Inhalt. Ein anschauliches Beispiel sind etwa die an diese gerichteten Liebesbriefe. Umgekehrt sind, aus ähnlichen Gründen, nicht alle von einem Kaufmann verfassten Briefe zwingend

Reihe A 18), Köln/Wien 1984, S. 289–303. Für den norddeutschen Raum siehe Hans-Dieter Loose, *Erwerbstätigkeit der Frau im Spiegel Lübecker und Hamburger Testamente des 14. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 60 (1980), S. 9–20.

Siehe auch: Franz Irsigler, *Der Alltag einer hansischen Kaufmannsfamilie im Spiegel der Veckinchusen-Briefe*, in: *Hansische Geschichtsblätter* 103 (1985), S. 75–99.

38 Seidl etwa nennt Familienbriefe als besonders typische Form des Privatbriefes, welche sich über Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den Korrespondenzteilnehmern definiert; siehe Seidl, *Brief*, (wie Anm. 16).

39 Bereits zu Beginn hält sie fest: „Der Handelsbrief ist das schriftkulturelle Modell für die eheliche Korrespondenz. Seine typische Form wird für den Briefwechsel verbindlich.“ Tophinke, *Schriftpraxis* (wie Anm. 23), S. 7.

40 So erläutert er im Vorwort des zweiten Bandes „Geistliche – Bürger“: „Übrigens ist zu beachten, daß in der Abteilung: Geistliche auch die an Geistliche gerichteten Briefe mit aufgenommen sind, daß aber andererseits die Briefe von Geistlichen und Klosterfrauen, die an Fürsten gerichtet sind, oder derjenigen Klosterfrauen, die fürstlichen Geblüts waren, bereits in der ersten Abteilung enthalten sind“. Steinhausen, *Privatbriefe* (wie Anm. 11), S. VIII.

kaufmännisch zu nennen.⁴¹ Es bliebe also die Möglichkeit, Briefe der Kaufleute im Hinblick auf die Beteiligten eng zu fassen und nur solche Korrespondenz als kaufmännisch zu bezeichnen, an der jeweils als Absender wie als Adressat Kaufleute beteiligt sind. Die Probleme einer solchen Beschränkung liegen auf der Hand: So sagt die Tatsache, dass beide Parteien eines Briefwechsels Kaufleute waren, noch nicht zwingend etwas darüber aus, ob sie auch in Handelsbeziehungen miteinander standen. Die niederdeutschen Kaufleute hatten oftmals mehrere unterschiedliche Rollen zu erfüllen: Neben der kaufmännischen waren sie in ein Familien- und Verwandtschaftsnetzwerk eingebunden, etwa als Pater familias/Haushaltsvorstand, Bruder, Schwager etc. Darüber hinaus gab es viele Verbindungen und Verpflichtungen freiwilliger Art, etwa als Paten, Testamentsvollstrecker oder bevollmächtigte Vertreter.⁴² Viele hatten zudem Ämter und Aufgaben im Stadtreghment oder in Gilden und Bruderschaften inne. Die meisten dieser Tätigkeiten schlugen sich auch in Korrespondenz nieder. In welcher Rolle ein Verfasser also einen Brief schrieb, lässt sich ohne Hinzuziehung des Inhalts und ggf. entsprechenden Kontextwissens nicht ohne Weiteres beurteilen.

Ein zweiter Kritikpunkt an einer solch engen Fassung kaufmännischer Briefe ist die Tatsache, dass auch Personen, die nicht im engeren Sinne als Kaufleute zu verstehen sind, an den als kaufmännisch bezeichneten Briefwechseln beteiligt waren, wie etwa das bereits erwähnte Beispiel der Margarethe Veckinchusen zeigt. Nun könnte man annehmen, dass dies lediglich dem Zufall der gemeinsamen Überlieferung von Kaufmanns- und anderen Briefen in einem Bestand geschuldet sei. In der Tat finden sich in den Konvoluten mitunter eine Vielzahl an Textsorten und Dokumententypen, die nicht den kaufmännischen Briefen zuzurechnen sind, so etwa auch städtische Briefe, Testamente, Beglaubigungsschreiben, Vollmachten etc. Wie bereits angedeutet ist es jedoch etwa im Falle der Frauen der Kaufleute oftmals so,

41 Beispiele für an Klosterfrauen gerichtete Liebesbriefe sind etwa unter Nr. 40–45 abgedruckt bei Steinhausen, Privatbriefe (wie Anm. 11). Für Kaufleute wäre bspw. der am selben Ort unter Nr. 14 aufgeführte Brief des Johann von Gröpelingen, Domherr in Hildesheim, an Heinrich von der Hude (in Bremen) aus dem Jahr 1437 zu nennen, in dem Johann dem Heinrich verweigert, als sein Richter zu fungieren, da sie zu eng miteinander verwandt seien. Siehe zum Konvolut, dem dieser entstammt: Schmidt, Familienpapiere (wie Anm. 6).

42 Wie eng Nachlass, Nachlassverwalter und kaufmännische Tätigkeit verbunden waren, zeigen die Arbeiten, die im Wesentlichen auf Quellen aufbauen, die im Rahmen einer Nachlassangelegenheiten eines Kaufmanns überliefert sind: Michaela Blunk, Der Handels der Lübecker Kaufmannes Johann Glandorp an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, Lübeck 1985; Marie-Luise Pelus, Wolter von Holsten, Marchand Lubeckois dans la seconde moitié du seizième siècle (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, N.F. 25), Köln/Wien 1981. Zu kaufmännischen Vertretungsbeziehungen arbeitet Ulla Kypta derzeit an einem Projekt unter dem Arbeitstitel „Umgehen mit Unsicherheit: Wie ließen sich Kaufleute im spätmittelalterlichen Antwerpen vertreten?“.

dass diese in die Geschäftstätigkeit ihres Mannes eingebunden waren.⁴³ War dieser etwa kurzfristig verreist oder dauerhaft abwesend wie Hildebrand Veckinchusen, der zwar Lübecker Bürger, aber am Brügger Kontor tätig war, fungierten ihre Frauen als Kontaktperson am eigentlichen Wohnort. Entsprechend wichtig waren sie als Korrespondenzpartnerinnen (auch) in Handelsangelegenheiten. Neben ihren Ehefrauen standen die Kaufleute zudem mit einer Vielzahl anderer Personen in Kontakt, die selbst nicht im engeren Sinne Kaufmänner bzw. Handelspartner waren, denen aber für die Handelstätigkeit des Kaufmanns eine bedeutende Rolle zukam.⁴⁴ Hierzu zählen etwa stille Teilhaber oder Verwandte und Freunde in den verschiedenen Orten, in denen der Kaufmann Handelsverbindungen unterhielt, die selbst keine Geschäftspartner waren. Hier wird auf der Ebene der Korrespondenzbeteiligten die unklare Trennung von Kaufmanns- und ‚Privatbrief‘ bestätigt: Gerade die enge persönliche Beziehung zwischen Verfasser und Adressat, idealtypisch im Falle von familiären oder verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden, konstituiert den ‚Privatbrief‘.⁴⁵ Der Handel der Vor- und Frühmoderne – insbesondere der Netzwerkhandel niederdeutscher Kaufleute – fand aber zu großen Teilen zwischen Personen statt, die miteinander in verwandtschaftlicher und schwägerschaftlicher Beziehung standen.⁴⁶ An dieser Stelle schlägt sich in den Quellen die oft zitierte ‚Einbettung‘ des Handels in Mittelalter und Frühneuzeit in ein vielfältiges und vielschichtiges Beziehungsgefüge nieder, aus dem sich das ‚Ökonomische‘, in diesem Falle die kaufmännische Funktion oder Tätigkeit eines (eben nicht nur) Kaufmanns, nicht ohne weiteres herauslösen lässt.⁴⁷

43 Siehe Anm. 37.

44 Siehe hierzu die Arbeiten, die die Vernetzung der Kaufleute in jüngerer Zeit erforscht haben: Jahnke, Netzwerke (wie Anm. 9); Dietrich W. Poeck, Die Herren der Hanse. Delegierte und Netzwerke (Kieler Werkstücke Reihe E, Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 8), Frankfurt a. M. 2010.

45 Siehe Anm. 38.

46 Siehe hierzu jüngst die Arbeiten von Stephan Selzer und Ulf-Christian Ewert wie etwa Stephan Selzer/Ulf Christian Ewert, Verhandeln und Verkaufen, Vernetzen und Vertrauen. Über die Netzwerkstruktur des hansischen Handels, in: Hansische Geschichtsblätter 119 (2001), S. 135–161; Ekkehard Westermann, Zu den verwandtschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen der Praun, Froler und Mulich von Nürnberg, Erfurt und Lübeck in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in: Uwe Bestmann/Franz Irsigler/Jürgen Schneider (Hrsg.), Hochfinanz – Wirtschaftsräume – Innovationen. Festschrift für Wolfgang von Stromer, Trier 1987, Bd. I, S. 251–540; Stefan Gorißen, Bergisch-märkische Kaufmannschaft im 18. Jahrhundert: Handels- und Verwandtschaftsnetze, in: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 99 1999/2001 (2003), S. 43–69.

47 Grundlegend zum Themenfeld „embeddedness“ wirtschaftlichen Handelns: Mark Granovetter, Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness, in: American Journal of Sociology 91 (1985), S. 481–510; Craig Muldrew, The Economy of Obligation: The Culture of Credit and Social Relations in Early Modern England, Houndmills/Basingstoke 1998; Hans Medick/David W. Sabeau, Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung, in:

So naheliegend eine Kategorisierung nach den am Briefwechsel beteiligten Personen erscheint, so problematisch ist sie bei genauerer Betrachtung: In einem weiten Verständnis (Verfasser und/oder Adressat ist Kaufmann) umfasst sie potentiell viele Briefe, die keinen Bezug zur kaufmännischen Tätigkeit des Verfassers oder des Adressaten haben. Eine enge Auslegung (Verfasser und Adressat sind Kaufleute) garantiert diesen Bezug ebenfalls nicht, vor allem schließt sie aber eine große Anzahl an Briefen aus, die sehr wohl im Zusammenhang mit Handelstätigkeiten stehen: Es werden mitunter Akteure wie die Ehefrauen der Kaufleute oder nicht primär als ökonomisch zu definierende Beziehungen außen vor gelassen, was im Widerspruch steht zur Funktionsweise des vor- und frühmodernen Handels und eine Ausdifferenzierung der kaufmännischen Tätigkeit der Akteure unterstellt, die es so nicht gegeben hat. Auch wenn es wenig sinnvoll erscheint, von einem kaufmännischen Brief(-wechsel) zu sprechen, wenn kein Kaufmann involviert war – die Beteiligung von Kaufleuten allein genügt nicht zur Abgrenzung eines kaufmännischen Briefftyps.

Inhalte

Ein anderes, unmittelbar einleuchtendes Kriterium eines kaufmännischen Briefes sind die in ihm kommunizierten Inhalte. Dass die kaufmännischen Briefe den Handel und das Geschäft zum Gegenstand haben, ist in der Tat leicht feststellbar und wohl das intuitive Merkmal für einen Kaufmannsbrief, wie es zumindest den handelsgeschichtlichen Arbeiten zugrunde liegt. Die Marktsituation an den jeweiligen Handelsorten, Angebot und Nachfrage, günstige Gelegenheiten wie auch zu vermeidende Gefahren für das Geschäft nehmen einen großen Raum in den überlieferten Briefen der niederdeutschen Kaufleute ein. Insbesondere Auflistungen von Preisangaben für verschiedene Handelsgüter kommen in vielen Briefen vor, ebenso wie Informationen zum Verhalten der Konkurrenz und Wissenswertes zum Geschehen vor Ort.⁴⁸ Von verschiedener Seite ist dahingehend argumentiert worden, diese mit dem Quellenbegriff als „tidinge“ bezeichneten Nachrichten als Ursprung bzw. Vorläufer der (Handels-)Zeitung zu sehen.⁴⁹ Auch aufgenommene Wechsel, ausste-

Hans Medick/David W. Sabeau (Hrsg.), *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*, Göttingen 1984, S. 27–54.

48 Siehe etwa zu einer konzisen aber repräsentativen Definition eines Handels- bzw. Kaufmannsbriefes und dessen Inhalten: Wülfing, *Handels- und Kreditbrief* (wie Anm. 4), Sp. 680.

49 So etwa Georg Steinhausen, *Die Entstehung der Zeitung aus dem brieflichen Verkehr*, in: *Archiv für Post und Telegraphie* 23 (1895), S. 347–357. Für den hier behandelten Raum und Gegenstand diesbezüglich aufschlussreich: Margot Lindemann, *Nachrichtenübermittlung durch Kaufmannsbriefe. Brief-„Zeitungen“ in der Korrespondenz Hildebrand Veckinchusens (1398–1428)* (Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung 26), München/New York 1978, die allerdings bezüglich einer Kontinuitätslinie der von ihr behandelten „Brief-Zeitungen“ über die geschriebenen Zeitungen bis zur

hende Schulden sowie allgemein die Berichterstattung über das eigene Vorgehen im Rahmen gemeinsamer Handelsunternehmungen – sei es im ‚Handel auf Gegenseitigkeit‘ oder als Teil einer gemeinsamen Handelsgesellschaft – sind Bestandteil der eindeutig handelsbezogenen Inhalte.⁵⁰

Darüber hinaus finden sich in den meisten Briefen der Kaufleute Informationen, die auf den ersten Blick keinen zwingenden Bezug zum Handelsgeschäft haben.⁵¹ Hierzu zählen etwa politische Nachrichten aus der Stadt oder den umliegenden Territorien. Eine Relevanz für die Geschäfte liegt hierbei mitunter nahe – etwa im Falle militärischer Konflikte, die die Handelsrouten betrafen.⁵² Fraglicher erscheint dies auf den ersten Blick für Nachrichten aus dem privaten Umfeld: So finden sich in zahlreichen Briefen auch Angaben zu beschlossenen Ehen, Krankheit und Tod, zu sozialen Ereignissen wie anstehenden Festen oder auch zu Gerüchten verschiedenster Art. Aus heutiger Sicht würden diese Informationen nicht in einen Geschäftsbrief gehören, der eindeutig den geschäftlichen Angelegenheiten vorbehalten ist und dem nicht zuletzt als im Zweifel rechtsrelevantes Dokument eine gewisse offizielle Funktion zukommt.⁵³ Im Falle der niederdeutschen Kaufleute ist jedoch keine klare Trennung zu erkennen zwischen Briefen, die vorrangig oder ausschließlich geschäftsrelevante Themen behandeln, und Briefen, die anderen Gegenständen vor-

gedruckten Zeitung skeptisch ist (S. 80f.). Ob zudem der Quellenbegriff „tidinge“ immer auf die Handelsgeschäfte bezogene Informationen bezeichnet, insbesondere Marktentwicklungen, Preise und Handelsgeschehen, scheint mir zumindest fragwürdig. Als Gegenbeispiele wären die Briefe Nr. 329 und 347 der Veckinchusen-Korrespondenz zu nennen. In beiden schreibt Reynhold Swarte an Hildebrand Veckinchusen und teilt ihm mit, dass er sich über die „tydinge“ sehr freue, die er von Hildebrand erhalten habe, dass dieser bald aus dem Schuldurm freikomme. Stieda, Veckinchusen (wie Anm. 7).

- 50 Zum ‚Handel auf Gegenseitigkeit‘ siehe: Gunnar Mickwitz, Neues zur Funktion der hansischen Handelsgesellschaften, in: Hansische Geschichtsblätter 62 (1937), S. 24–39. Zur Handelsorganisation der niederdeutschen Kaufleute allgemein: Albrecht Cordes, Spätmittelalterlicher Gesellschaftshandel im Hanseraum (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, N.F., 45), Köln 1998.
- 51 Allgemein zu Nicht-Handels-Informationen in Briefen siehe: Lindemann, Nachrichtenübermittlung (wie Anm. 49). Siehe auch: Gerhard Fouquet, Geschäft und Politik, Ehe und Verwandtschaft – Briefe an den Nürnberg-Lübecker Kaufmann Matthias Mulich vom Winter 1522/1523, in: Helmut Bräuner/Elke Schlenkrich (Hrsg.), Die Stadt als Kommunikationsraum. Beiträge zur Stadtgeschichte vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, Festschrift für Karl Czok, Leipzig 2001, S. 311–346.
- 52 So etwa im Fall der in Danzig überlieferten Briefe, die die Blockade der Seewege zwischen Lübeck und Riga im Rahmen eines Handelsembargos von Danziger Seite aus thematisieren – die Tatsache, dass die Briefe von Danziger Ausliegern erbeutet wurden, die eben diesen Boykott durchsetzten bzw. kontrollierten ist der beste Beleg für die Relevanz der Information, zumal die Briefe mit Handelswaren übersandt worden waren. Für die Briefe und den Überlieferungskontext siehe: Stein, Handelsbriefe (wie Anm. 6).
- 53 Zur Fassung von Geschäfts- bzw. Handelsbriefen als offizielles Schriftgut einer Firma bzw. eines Kaufmanns gemäß aktueller Gesetzeslage der Bundesrepublik Deutschland siehe: Jörg Berwanger, Art. Geschäftsbriefe, in: wirtschaftslexikon.gabler.de, URL: <https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/geschaeftsbriefe-34861/version-258354> [Stand: 03.12.2019].

behalten sind – etwa im modernen Sinne ‚private‘ Nachrichten. So gab es zwar Briefe von Kaufleuten, die keine explizit handelsbezogenen „tidinge“ enthielten, diese deswegen als ‚Privatbriefe‘ zu beurteilen und von Geschäftsbriefen zu trennen, die handelsbezogenen Themen vorbehalten waren, geht jedoch an der Schreibpraxis der Kaufleute vorbei. In den Briefen wurde mitgeteilt, was gerade mitteilenswert erschien – unabhängig davon, ob es aus Sicht des Verfassers unmittelbare geschäftliche Relevanz hatte. Eine Ausdifferenzierung einer Handelskorrespondenz im engeren Sinne, dem modernen Verständnis eines Geschäftsbriefs entsprechend, ist nicht festzustellen.

Die oben bereits erwähnte Rollenvielfalt der Kaufleute (und ihrer Korrespondenzpartner*innen) bzw. die Einbettung der Handelsaktivitäten in andere Tätigkeiten, Zusammenhänge und Beziehungsnetzwerke schlägt sich auch hier nieder. So konnte eine auf den ersten Blick nicht handelsbezogene Information möglicherweise doch eine Relevanz für die Geschäfte des Adressaten haben. Ehen waren etwa auch ein Mittel, schwägerschaftliche Verbindungen aufzubauen, über die Handelskontakte angebahnt bzw. Handelsnetzwerke miteinander verknüpft wurden. Der überraschende Tod eines Schuldners konnte eine Kettenreaktion ausbleibender Zahlungen zur Folge haben, die weite Kreise zu ziehen vermochte und somit möglicherweise auch für einen Kaufmann relevant wurde, der gar nicht unmittelbar mit dem Schuldner verbunden war.⁵⁴

In vielen Fällen ist es aus heutiger Sicht nicht ohne Weiteres zu entscheiden, ob eine Nachricht einen Bezug zum Handel hatte oder ob es sich tatsächlich um Informationen handelte, die für den Adressaten in ganz anderer Funktion relevant waren: als Ratsherr etwa oder aufgrund familiärer Beziehungen am Tätigkeitsort des Briefschreibers. Ein einschlägiges Beispiel sind auch hier Briefe zwischen Eheleuten, die etwa die emotionale Seite der Partnerschaft, die Ausstattung des Hauses, anstehende Feste oder die Kindererziehung thematisieren und somit recht eindeutig nicht-geschäftsrelevante Informationen beinhalten – aber eben darüber hinaus auch Preisentwicklungen, ausstehende Schulden oder politische Entwicklungen, die sich auf den Handel auswirkten. Wie das Beispiel des Lübecker Bürgers Mat-

54 Ein Beispiel für eine solche, zumal sehr langwierige Kettenreaktion ist der im Revaler Ratsurteilsbuch dokumentierte Bankrott des Alerd Dreekop, siehe: Wilhelm Ebel (Hrsg.), Das Revaler Ratsurteilsbuch (Register van affsproken), 1515–1554 (Veröffentlichungen des Göttinger Arbeitskreises, 64) Göttingen 1952. Die Auseinandersetzungen um Alerd Dreekop beginnen am 01.09.1525 mit dem Abspruch Nr. 150. Der letzte verzeichnete Abspruch in einem Streit, der unmittelbar mit dem Bankrott Dreekops zusammenhängt, ergeht am 24.05.1549 (Nr. 1005). Ob dies tatsächlich das Ende der Auseinandersetzungen ist, lässt sich noch nicht abschließend beurteilen. Die Auseinandersetzung ist ein Gegenstand meines Dissertationsprojekts mit dem Titel „Moralische Ökonomie‘ und hansischer Handel. Vertrauen und informelle Beziehungen in merkantilen Netzwerken des 15. und 16. Jahrhunderts“ und wird dort umfassender behandelt werden.

tias Mulich zeigt, unterscheiden sich die Briefe seiner Frau, seines Handelsdieners und seines Lübecker Stellvertreters, während Mulich sich in Nürnberg aufhielt, inhaltlich kaum voneinander.⁵⁵ Es gibt in den überlieferten Briefkonvoluten keinerlei Hinweis für eine Unterscheidung zwischen einem Geschäftsbrief, der sich auf den Handel betreffende Angelegenheiten beschränkt, und einem ‚Privatbrief‘, in dem die Dinge behandelt werden, die das soziale und ‚Privatleben‘ der Kaufleute betreffen. Dies geht auch an den historischen Gegebenheiten vorbei und unterstellt auf Akteursebene eine Ausdifferenzierung zwischen einer ökonomischen und einer privaten Sphäre. Die moderne Trennung zwischen offiziellem Geschäftsbrief (dem etwa auch ein gewisser Urkundencharakter zukommen kann, der aber in jedem Fall exklusiv auf eine Geschäftsbeziehung bezogen ist) und ‚Privatbrief‘ ist für das ausgehende Mittelalter und die beginnende Frühneuzeit anachronistisch. Die Geschäfts- und Korrespondenzpartner der hansischen Kaufleute waren im Regelfall Personen, mit denen diese in vielfältigen verwandtschaftlichen und sozialen Beziehungen standen – entsprechend findet diese Vielzahl der Verbindungsebenen ihren Niederschlag in den Briefen, die sie einander zusandten.

Funktion und Verwendung

Als viertes Kriterium ist die Korrespondenz der Kaufleute im Hinblick auf ihre instrumentelle Rolle für die Kommunikation der Kaufleute und die Organisation ihres Handels zu betrachten.⁵⁶ Wie anhand der Inhalte deutlich wurde, dienten die kaufmännische Briefe in erster Linie der Übermittlung von Informationen. Wie bedeutsam das regelmäßige Übersenden von „tidinge“ in Form von Briefen war, zeigt das Bedauern bis hin zu offenen Beschwerden, wenn sich ein Handelspartner über einen längeren Zeitraum nicht meldete oder auf erhaltene Briefe nicht antwortete.

55 Siehe Carl Friedrich Wehrmann, Briefe an Matthias Mulich, geschrieben im Jahre 1523, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 2 (1867), S. 296–347. Zu den Briefen an Matthias Mulich siehe auch: Fouquet, Geschäft (wie Anm. 51); Gerhard Fouquet, ‚Vom Krieg hören und schreiben‘. Aus den Briefen an den Lübeck-Nürnberger Kaufmann Matthias Mulich (1522/1523), in: Thomas Stamm-Kuhlmann/Jürgen Elvert/Birgit Aschmann/Jens Hohensee (Hrsg.), Geschichtsbilder, Festschrift Michael Salewski (Historische Mitteilungen der Rankegesellschaft 47) Stuttgart 2003, S. 168–187.

56 Einen ähnlichen Zugang zur Einordnung von Briefen wählt auch Karl Ermert, der Briefe u. a. auf ihre „Handlungsdimension“ bzw. ihren „Handlungsbereich“ hin untersucht und damit zwischen privaten, halb- und vollöffentlichen Briefen unterscheidet. Für Ersteres hält er fest: „Privatbriefe sind [...] dadurch gekennzeichnet, daß Absender und Empfänger in privaten Rollen handeln, d. h. daß sich die jeweilige kommunikative Handlung im privaten Handlungsbereich vollzieht“, Karl Ermert, Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation (Reihe Germanistische Linguistik 20), Berlin 1979, S. 175. Ermert behandelt allerdings ausschließlich zeitgenössische Briefe, wobei er Geschäfts- und Behördenbriefe als Gegenpole zum Privatbrief konturiert.

te.⁵⁷ Die großen Distanzen, die die Handelsbeziehungen niederdeutscher Kaufleute mitunter umspannten, und die fehlenden institutionalisierten Informationsmedien – etwa in Form von Zeitungen – machten die Handelspartner zu den zentralen Informationslieferanten. Das Übersenden von Briefen mit entsprechenden Angaben dürfte zu den wichtigsten Aufgaben eines Handelspartners oder Mit-Gesellschafters gezählt haben.

Darüber hinaus waren die Briefe wegen der zumeist fehlenden Möglichkeiten zu unmittelbarem Austausch von Angesicht zu Angesicht das wesentliche Mittel, um den Handel miteinander zu organisieren. Balduin Penndorf verweist hierzu etwa auf den „Begleitbrief“, der von Seiten der Kaufmänner mit den Waren mitgeschickt wurde und diese näher beschreibt (wohl zur Prüfung der Sendung) sowie mitunter Angaben enthält, was mit den Waren geschehen soll, für wen sie etwa bestimmt seien oder was sie im Einkauf kosteten.⁵⁸ Im Hinblick auf die Organisation des Handels ist festzuhalten, dass die Gesellschaftsformen der niederdeutschen Kaufleute in der Korrespondenz ihren Niederschlag finden. So beinhalten die zwischen den Kaufmännern ausgetauschten Briefe nur in seltenen Ausnahmefällen harsche Anweisungen, Aufträge oder gar Befehle.⁵⁹ Die oben erwähnten Dienstwilligkeitsformeln finden sich nicht nur floskelhaft am Briefanfang und/oder -ende, sondern immer wieder auch im inhaltlichen Hauptteil, insbesondere wenn es um Tätigkeiten im Interesse des Handelspartners geht. Komplementär hierzu werden Aufforderungen

57 So klagt etwa ein Rigaer Kaufmann gegenüber seinem Lübecker Handelspartner in einem Schreiben vom 05.06.1458, dass er keine Briefe von ihm aus Wismar erhalten habe, obwohl er sich dort aufgehalten hätte und Schiffe aus Wismar in Riga angekommen seien. Stein, Handelsbriefe (wie Anm. 6), S. 91–93. Siehe auch Lindemann, Nachrichtenübermittlung (wie Anm. 49), S. 21 f.: Kapitel 2 „Bedeutung der Nachrichtenübermittlung für Absender und Empfänger“.

58 Siehe Penndorf, Entwicklung (wie Anm. 11), S. 158. Den Warenbegleitbrief als eine eigene Form des Geschäftsbriefs anzusehen, wie Penndorf sie wohl versteht, erscheint nicht gerechtfertigt. In Form und Inhalt unterscheiden sich die Briefe, die mit Warenübersendungen mitgeschickt wurden, nicht von solchen, für die das nicht belegt ist. In den meisten Fällen ist unklar, wie ein Brief übersandt wurde, ob auf dem See- oder Landweg, und ob er eine Warenlieferung begleitet oder nicht. Zudem wurden Briefe bzw. bestimmte Briefinhalte oft in mehrfacher Form übersandt. Siehe zum Postwesen im niederdeutschen Raum des 14.–16. Jahrhunderts: Michael North, Nachrichtenübermittlung und Kommunikation in norddeutschen Hansestädten im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit, in: Archiv für deutsche Postgeschichte (1991), S. 8–16.

59 Wie bereits erwähnt, lassen sich ähnliche Befunde auch für andere Räume festhalten, was die Besonderheit der ‚hansischen Handelsorganisation‘ im Hinblick auf die Beziehungen der Akteure in Frage stellt. Siehe: Dahl, Trade (wie Anm. 14); Court, Trust (wie Anm. 14). Ein deutlicher Unterschied wird aber etwa in dem von Penndorf aufgeführten „Regiment“ von 1488 erkennbar, einer Instruktion des Nürnberger Kaufmanns Christoph Scheurl für einen Untergebenen, Hieronymus Haller, die gehorsame Befolgung erwartet, u. a. zum Briefeschreiben. In diesem wird auch klar zwischen „Prinzipal“ und Handelsdiener unterschieden. Es wäre allerdings zu fragen, ob Haller zu diesem Zeitpunkt als Lehrling bei Scheurl tätig ist, was die deutliche Hierarchie ebenfalls erklären könnte. Siehe Penndorf, Entwicklung (wie Anm. 11), S. 159f.

an die Gegenseite als Bitten formuliert, in den entsprechenden Angelegenheiten ‚das beste zu versuchen‘ oder sich zu bemühen.⁶⁰ Die Kommunikation von Dienstwilligkeit und Reziprozitätsbereitschaft ist allgegenwärtig und deutet auf eine wesentliche Funktion der Briefe hin: Das Aushandeln der Tätigkeiten im Handelsalltag und das gleichzeitige Aufrechterhalten der Freundschaften unter Gleichgestellten.⁶¹ So wie die Briefe thematisch und formal nicht streng von einem ‚gewöhnlichen‘ ‚Privatbrief‘ getrennt werden können, so sind die Beziehungen zwischen den Kaufmännern auch nicht als reine Geschäftsbeziehung zu werten. Die Verbindung bestand vielmehr zumeist auf mehreren Ebenen.⁶² So wie es keine Ausdifferenzierung in verschiedene Briefftypen je nach Rolle gab, so spielten diese Ebenen in den Brief mit hinein und waren beim Aushandeln der geschäftlichen Angelegenheiten und Aufgaben zu berücksichtigen. Eine klare Hierarchisierung in Form von Prinzipal und Handelsdienern/Faktoren ist für die niederdeutschen Kaufleute im Untersuchungszeitraum die Ausnahme. Vielmehr basieren ihre Gesellschaften und Handelstätigkeiten auf dem freiwilligen Zusammenschluss rechtlich gleichgestellter Kaufmänner.⁶³ Dies findet seinen Niederschlag auch in den Briefen, die sie einander schrieben.

Nachleben

Als abschließender Aspekt der Betrachtung kaufmännischer Korrespondenz ist passenderweise auf den Umgang mit den Briefen einzugehen, nachdem sie ihre – vermeintlich – vorrangige Funktion, Informationsübermittlung und Handelsorganisation, erfüllt hatten. Gerade dieses ‚Nachleben‘ der Briefe ist für das Verständnis des kaufmännischen Korrespondenzwesens von großer Bedeutung. Wie auf der

60 Die Formulierung, „ik wel des besten (gerne) ramen“ findet sich etwa bei Veckinchusen in einer Vielzahl der Briefe. Penndorf unterstreicht diese Dienstwilligkeitsformeln und die explizit betonte Bereitschaft zur Reziprozität für den Brief des Johann Steinweg, Siehe Strehlke, Geschäftsbrief (wie Anm. 6), S. 430; Penndorf, Entwicklung (wie Anm. 11), S. 158.

61 Dahl hält etwa für italienische Kaufmannsbrieve fest: „The letter radiates network thinking; the writer informs and suggests; motives and context have to be explained; the partner, as well as other collaborators has to be convinced that the proposed action is justified; and misunderstandings have to be avoided.“ Dahl, Trade (wie Anm. 14), S. 127. Zur Bezeichnung der Kaufleute untereinander als Freunde: Jan Willem Veluwenkamp, Kaufmännisches Verhalten und Familiennetzwerke im niederländischen Russlandhandel (1590–1750), in: Mark Häberlein/Christof Jeggle (Hrsg.), Praktiken des Handels (Irseer Schriften, N.F. 6), Konstanz 2009, S. 379–405.

62 Nicht zuletzt die Anreden des Handelspartners als ‚guter Freund‘ oder im Falle der oftmals bestehenden verwandtschaftlichen Bindung als ‚Ohm‘, ‚Schwager‘, ‚Bruder‘ etc. machen dies deutlich. Eine Berufsbezeichnung (als ‚kopman‘), wie sie etwa im Falle von städtischen Beamten (Syndici) oder Gelehrten (Magister) als (Teil der) Anrede oder der Unterschrift hinzugesetzt zu finden ist, lässt sich hingegen nicht feststellen. Siehe etwa für den Magister Stephan Roth: Metzler, Privatbrief (wie Anm. 16), S. 52.

63 Wie Anm. 47. Siehe auch: Carsten Jahnke, Geld, Geschäfte, Informationen. Der Aufbau hansischer Handelsgesellschaften und ihre Verdienstmöglichkeiten (Handel, Geld und Politik 9), Lübeck 2007.

eingangs erwähnten Darstellung der Schreibkammer des Kaufmanns Georg Giese zu sehen ist, werden die erhaltenen und geöffneten Handelsbriefe keineswegs weggeworfen, nachdem sie gelesen worden waren. Vielmehr werden sie hinter Leisten an der Wand im Kontor des Kaufmanns gesammelt, sogar die Briefverschlussiegel sind dort abgelegt. Während in der dargestellten Szene lediglich eine Handvoll Briefe zu sehen sind, zeigt nicht zuletzt die Korrespondenz um Hildebrand Veckinchusen, dass die Kaufleute ihre Briefe in großer Zahl über sehr lange Zeiträume aufbewahrten. Die Auseinandersetzung zweier Brüder, Jakob und Hans Kramer, in den 1560er Jahren zeigt, dass die Kaufleute die Korrespondenz ihrer Handelspartner aufbewahrten, um die dort gemachten Angaben mit der späteren Abrechnung des Geschäfts – die Gesellschaften wurden erst am Ende final abgerechnet – abzugleichen. Im Falle Kramer gegen Kramer beklagt sich Jakob etwa gegenüber dem gemeinsamen Handelspartner Hans von der Heyde über widersprüchliche Angaben seines Bruders: Dieser habe in seiner Abrechnung für eine Ladung Roggen andere Preise veranschlagt als er zuvor in seinen Briefen angegeben habe.⁶⁴ Er zweifelt auf der Grundlage dieser widersprüchlichen Angaben die Abrechnung an.

Die Briefe fanden nicht nur als Argumentationshilfe in kaufmännischen Auseinandersetzungen Verwendung. Auch wenn diese vor die städtischen Gerichte kamen, wurden Briefe als Beweismittel beigebracht. Wilhelm Ebel hat die Verwendung und Anerkennung von Kaufmannsbüchern als Beweismittel vor Gericht aus der Spruchpraxis insbesondere des Lübecker Ratsgerichts hergeleitet. Es spricht einiges dafür, dass sich dies für Kaufmannsbriefe ähnlich darstellt.⁶⁵ De facto sind fast alle Konvolute an Korrespondenz niederdeutscher Kaufleute in eben diesem Kontext überliefert: Sie wurden als Beweismittel vor Gericht verwendet und haben sich daher in den Archiven der Gerichte erhalten.⁶⁶ Dies bringt das Problem mit sich, dass die Selektion der erhaltenen Briefe aus der Gesamtkorrespondenz eines Kaufmanns

64 So schreibe er in seinem Brief, dass er die Last Roggen für 23 bzw. 23 1/2 Mark verkauft habe, in seiner Abrechnung weist er diese jedoch nur mit 22 1/2 Mark aus. Siehe Magstratsarchiv Tallinn, Handel, Kaufmännische Briefe des Jakob Kramer; TLA.230.1.Bh37, Brief 12.

65 Wilhelm Ebel, Zur Beweiskraft der Kaufmannsbücher, in: Wilhelm Ebel, Forschungen zur Geschichte des Lübschen Rechts, 1. Teil, Lübeck 1950, S. 122–134. Der konkrete Beweischarakter der Briefe müsste jedoch genauer an der Spruchpraxis der Gerichte überprüft werden, wie Ebel es für die Kaufmannsbücher getan hat.

66 Für die Zeit bis 1500 sind dies in aller Regel die städtischen Ratsgerichte, für die Zeit nach 1500 sind zudem die Akten der Reichskammergerichtsprozesse sehr ergiebige Quellen für kaufmännische Überlieferung. Siehe für Letztere: Hans-Konrad Stein-Stegemann (Bearb.), Findbuch der Reichskammergerichtsakten im Archiv der Hansestadt Lübeck, 1. Band Titelaufnahmen A–R, 2. Band Titelaufnahmen S–Z, Indices (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs 18/19), Schleswig 1987. Vielversprechende Bestände nennt etwa Marie-Louise Pelus-Kaplan, Archive hansischer Kaufleute aus dem 16. und 17. Jahrhundert, in: Jochen Hoock/Wilfried Reininghaus (Hrsg.), Kaufleute in Europa. Handelshäuser und ihre Überlieferung in vor- und frühindustrieller

nicht richtig beurteilt werden kann, ohne den Gegenstand des Verfahrens zu kennen, in dem sie Verwendung fanden. Leider wurden insbesondere für die Zeit vor 1500 die Prozessakten nicht geschlossen aufbewahrt und überliefert. Das beste Beispiel hierfür ist der Fall Veckinchusen: Obwohl hier die mit Abstand umfangreichste Überlieferung an Briefen und Kaufmannsbüchern für einen niederdeutschen Kaufmann vorliegt, ist bis heute nicht abschließend geklärt, warum diese überliefert sind und in welchem Verfahren sie zu welchem Streitgegenstand beigebracht wurden.⁶⁷ Für die hier behandelte Fragestellung nach einer Abgrenzung des kaufmännischen Briefs ist – einmal mehr – einzuschränken, dass der Schwerpunkt auf geschäftlichen Inhalten in den erhaltenen Briefen möglicherweise mit dem Überlieferungskontext zusammenhängt: Es waren zumeist Fragen nach ausstehenden Schulden bzw. Zahlungsverpflichtungen, in denen kaufmännisches Schriftgut – Kaufmannsbücher wie auch Briefe, die zudem nicht zufällig oft zusammen überliefert sind – herangezogen wurde. Als Beweismittel qualifizierten sich naheliegenderweise solche Dokumente, die Aussagen zum Streitgegenstand beinhalteten. Briefe, in denen hierzu keine Angaben zu finden waren, sind dementsprechend wesentlich seltener überliefert. Für die Frage, ob ein Briefbestand kaufmännisch zu nennen ist, wird somit oftmals entscheidend sein, ob er im Rahmen eines Konflikts um kaufmännische Themen überliefert ist (und somit natürlich primär Angaben zu geschäftlichen Fragen beinhaltet). Welche quantitative wie qualitative Rolle diesem Schriftgut in der Gesamtkorrespondenz eines Kaufmanns zukommt, lässt sich unter diesen Bedingungen nur schwerlich sagen. Die Überlieferungswahrscheinlichkeit für Briefe, die keine Aussagen zu den Konfliktgegenständen machen, ist für den einzelnen Kaufmann bzw. das einzelne Konvolut wesentlich geringer, wie auch für die Briefüberlieferung allgemein, da es eben zumeist Konflikte um Handelsangelegenheiten waren, in denen Briefe als Beweismittel herangezogen wurden. Grundsätzlich ist hierzu festzuhalten, dass uns – selbst im Falle Hildebrand Veckinchusens – nur ein Bruchteil der Briefe überliefert ist, die von niederdeutschen Kaufleuten verschickt wurden. Entsprechende Vorsicht ist bei Verallgemeinerungen bzw. Rückschlüssen auf die gesamte Korrespondenz, die die Kaufleute miteinander austauschten, geboten, insbesondere was die Gewichtung ihrer Inhalte betrifft.

Zeit. Beiträge der Tagung im Westfälischen Wirtschaftsarchiv 9. bis 11. Mai 1996 (Untersuchungen zur Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte 16), Dortmund 1997, S. 25–34.

67 Luise von Winterfeld mutmaßt, Hildebrands Sohn habe das umfangreiche Schriftgut nach Reval/Tallinn gebracht, um dort gegen die Schuldner seines Vaters zu prozessieren. Von entsprechendem Verfahren gibt es leider keine Zeugnisse, von Winterfeld führt für ihre Vermutung keinen Beweis an; Luise von Winterfeld, Hildebrand Veckinchusen. Ein hansischer Kaufmann vor 500 Jahren, Bremen 1929, S. 80.

Fazit

Die dargelegten Überlegungen zu einer Abgrenzung des Quellentyps „Kaufmannsbrief“ mögen ernüchternd erscheinen: Weder in formaler noch in inhaltlicher Hinsicht ist eine trennscharfe Abgrenzung zum allgemeineren, ‚Privatbrief‘ genannten Briefftyp der Zeit möglich. Die Tatsache, dass Kaufleute an einem Briefwechsel beteiligt waren und dass er handelsrelevante Inhalte aufweist, sind zweifelsohne Merkmale eines kaufmännisch zu nennenden Briefs, aber sie genügen kaum zu einer eindeutigen Kategorisierung. Die Vielfalt der behandelten Themen macht eine Abgrenzung zu Nicht-Kaufmannsbriefen praktisch unmöglich, gleiches gilt für die Form und auch die Verwendung der Briefe: Im Unterschied etwa zu offiziellen städtischen Briefen (wie Vollmachten oder Toversichtsbriefen), die aufgrund ihres Urkundencharakters und ihrer vergleichsweise strengen Formalisierung eindeutig zu bestimmen sind, bleibt der Kaufmannsbrief eine unscharfe Form. Dies bedeutet keineswegs, dass die Briefe der Kaufleute nicht, wie eingangs festgestellt, von entscheidender Bedeutung für den alltäglichen Handelsablauf waren. Nur war dieser eben in hohem Maße eingebettet in soziale Netzwerke und hing von einer Vielzahl von nicht genuin handelsbezogenen Faktoren ab – was gerade auch in den Briefen, die Kaufleute in ihren Netzwerken austauschten, erkennbar wird. Für das Verständnis der Funktionsweise des vor- und frühmodernen Handels sind sie deswegen keineswegs weniger wertvoll – im Gegenteil: An ihnen kann der Handel in seinem engen Bezug zur Lebenswelt und zu den vielfältigen vermeintlich außerökonomischen Beziehungen und Tätigkeiten der Kaufleute analysiert werden.

„Es ist mir unwillkürlich aus der Feder
geflossen, und so mag es stehn bleiben.“
Zum Quellenwert der Korrespondenzen
Annette von Droste-Hülshoffs und
Anton Mathias Sprickmanns

von Jochen Grywatsch

I.

Bevor die beiden ausgewählten Briefwechsel des 18. und 19. Jahrhunderts näher in den Blick rücken, um auf ihren Quellenwert untersucht zu werden, sind einige allgemeine Überlegungen vor dem Hintergrund grundlegender Fragestellungen der (germanistischen) Briefedition voranzustellen. Dabei ist zunächst festzuhalten – und das ist ebenso banal, wie es von großer Wichtigkeit ist –, dass es selbstverständlich einen bedeutenden Unterschied macht, ob ich als Forscher respektive Leser oder Nutzer an einen Brief bzw. eine Briefedition herangehe oder ob ich mich als Editor im Hinblick auf ihre Anlage und ihre Gestalt festlegen muss. Im ersten Fall muss ich die Entscheidungen der Editoren nicht nur als gegeben hinnehmen, sondern ich muss auch meine Fragestellungen und Schlussfolgerungen an diesen orientieren. Keinesfalls darf also der Fehler gemacht werden, die vorhandenen Ausgaben unkritisch zu nutzen. Denn – und das wird in diesem Beitrag zu Beginn deutlich werden – jede Ausgabe hat ihren eigenen spezifischen Zugang, steht im Kontext eines umfangreichen Beziehungsgeflechts unterschiedlicher Parameter. Im zweiten Fall, in der Rolle des Herausgebers, entscheide ich selbst, in welcher Weise ich die Quellen, die es zu edieren gilt, aufbereite, um sie dem Publikum und der Forschung zur Verfügung zu stellen. An dieser Stelle nehme ich Einfluss darauf, in welcher Auswahl und in welcher Weise diese Quellen für die Nutzung verfügbar gemacht werden. Und an diesem Punkt werde ich mich wiederum unweigerlich zu grundlegenden Entscheidungen verhalten müssen, die Ordnung und Repräsentation des Briefkorpus, dessen Umfang ich dabei auch festlege, betreffen.¹

1 Bei den folgenden editionsphilologischen Darlegungen beziehe ich mich auf Rüdiger Nutt-Kofoth, Briefe herausgeben: Digitale Plattformen für Editionswissenschaftler und die Grundfragen der Briefedition, in: „Ei, dem alten Herrn zoll' ich Achtung gern!“. Festschrift für Joachim Veit zum 60. Geburtstag, hrsg. von Kristina Richts und Peter Stadler für den Virtuellen Forschungsverbund Edirom, München 2016, S. 575–586.

Zum Stichwort ‚Ordnung‘: Germanistische bzw. literarische Editoren – und damit sind zunächst immer noch die grundlegenden analogen Bucheditionen gemeint – haben zunächst zu entscheiden, auf welches Ordnungsprinzip sie sich festlegen. Dazu gibt es in aller Regel drei Varianten, die allesamt die Autorinstanz in den Mittelpunkt rücken (wenn im Rahmen einer Werkausgabe die Briefausgabe ein Addendum darstellt). Zunächst ist das die allein und ausschließlich der Autorinstanz gewidmete Briefausgabe (A.). Hier wäre als prominentes Beispiel die mustergebende Weimarer Goethe-Ausgabe (1887–1919) zu nennen, die in 50 Bänden von insgesamt 143 alle bekannten Briefe Goethes abdruckt. Dabei ist die Ordnungsinstanz ‚Autor‘ die alleinige Orientierungsgröße. Es geht solchen Ausgaben also nicht um Korrespondenz, sondern allein um das Autorbild. Von hier aus führt der Weg hin zu einer dialogisch orientierten Ordnung, wenn, wie es häufig geschieht, die An-Briefe mit in eine Edition aufgenommen werden sollen, dort aber eher eine Nebenrolle einnehmen, so dass sie ein Addendum zum Autorbrief bleiben. Die differenzierte Brief- und An-Brief-Edition (B.) misst dabei den Texten des zentral gesetzten Autors eine größere Wertigkeit zu, als es für die Briefe an ihn der Fall ist. Die unterschiedliche Wertigkeit wird dann besonders deutlich, wenn die An-Briefe, wie in der Goethe-Regesta-Ausgabe seit den 1980er Jahren, eben allein in Form einer zusammenfassenden Inhaltsangabe dargeboten werden, wobei in diesem Fall bei ca. 20.000 erhaltenen Briefen an Goethe etwas anderes editorisch nicht zu bewältigen wäre. In neueren Ausgaben, wie es z. B. für die Schiller-Nationalausgabe (seit 1943) der Fall ist, sind An-Briefe als eigene, getrennte Bände erschienen. Das hat den Vorteil, dass sich zeitlich überschneidende Briefe und An-Briefe nicht in ein immer wieder problematisches chronologisches Korsett gezwängt werden, in dem nur nach dem Versanddatum geordnet werden würde. Die Alternative zu einer vollständigen, aber separierenden Brief- und An-Brief-Reihung stellt die Einzel-Briefwechsel-Ausgabe (C.) dar. Eine solche Darbietungsform der Korrespondenz nimmt den Dialog zwischen den Briefpartnern ernst und lässt den Leser das vollständige Briefgespräch nachvollziehen. Editionen dieser Art sind in der Regel solche sogenannten Studienausgaben, wie es diejenige der erst vor wenigen Jahren erschienenen und ineinander abgedruckten Korrespondenz Ingeborg Bachmanns und Paul Celans ist. In Historisch-kritischen Ausgaben finden sich, bis auf die C. F.-Meyer-Briefwechsel-Ausgabe, solche Ordnungsschemata verständlicherweise nicht.

Bei den beiden Beispielen aus dem westfälischen Bezugskontext, die in diesem Beitrag näher in den Fokus rücken, handelt es sich mit der Ausgabe des Briefwechsels der Annette von Droste-Hülshoff im Rahmen der Historisch-kritischen Gesamtausgabe (1978–2000) einmal um einen Vertreter der Kategorie B, während

die Ausgabe des Briefwechsels zwischen Anton Mathias Sprickmann und Heinrich Christian Boie, den ich 2008 herausgegeben habe, ein Vertreter der Kategorie C ist.

Neben Entscheidungen zur Ordnung sind Festlegungen zur Repräsentation der Briefe in den jeweiligen Editionen von besonderer Bedeutung. Hierbei geht es letztlich um nichts weniger als die Frage, was denn ein Brief überhaupt ist, wie er im Rahmen der jeweiligen Edition grundsätzlich definiert wird. Geht es dem Editor allein um den Text des Schreibens oder wird der Brief als Dokument aufgefasst? Das ist natürlich eine sehr wesentliche Unterscheidung. Ein rein pragmatischer Textabdruck wäre das Ergebnis, wenn man den Überlegungen des münsterschen Germanisten Herbert Kraft folgt, der für die Edition von Briefen folgende Formel auf den Punkt brachte: „Ein edierter Brief [...] ist kein Brief, [...] sondern ein Text der Gattung Brief.“² Hier steht der Text im Zentrum der herausgeberischen Zielsetzungen; die Handschrift spielt keine Rolle, auch nicht die Materialität der Korrespondenz. Zu einem anderen Ergebnis kommt man, wenn man sich als Editor entscheidet, die spezifische Eigenart des Zeugnisses mit in den Blick zu nehmen, die bei einer Printausgabe verloren zu gehen droht, in Faksimile-Ausgaben aber vermittelt werden können. Da aber die nicht-sprachlichen, äußeren Aspekte der Zeugnisse großen Erkenntniswert haben, konzentrieren viele Editionen ihre Kräfte auch auf die Repräsentation des Mediums und nehmen Papierqualität, Format, Schriftbild, Schreibmaterial und -technik in den Blick – mithin die Materialität des Briefes ebenso wie das Verhältnis von Schreibsubjekt und Schreibmedium. Ein Schwerpunkt der aktuellen germanistischen Edition ist es somit, v. a. mittels Faksimile-Ausgaben respektive digitalen Plattformen den Text und die Eigenart des Zeugnisses selbst zu präsentieren. Damit können Briefe in der Forschung viel eher wieder das sein, was sie einmal waren: personal perspektivierte Lebenszeugnisse oder „Gestaltungsmedien interpersonalen [...] Lebens.“³ Für die Edition folgt daraus, dass Briefe – je nachdem, ob sie rein textuell, als materiale Zeugnisse eines interpersonalen Dialogs oder als spezifische Form von gestalteter Schriftlichkeit aufgefasst werden – unterschiedlich wiedergegeben werden: 1. als traditionell textuelle Repräsentation, die Gegebenheiten des Originals (Seitenumbrüche, Varianten) in gesonderten Bänden oder im Fußraum der Textseite wiedergibt (z. B. Goethe-Briefausgabe), 2. als weiterhin textuelle Repräsentation, die Varianten und Korrekturen und andere Informationen in die Textdarstellung einblendet (z. B. Kasseler Grimm-Ausgabe) und 3. als Faksimile-Repräsentation, die eine Transkription mit raummimetischer Wiedergabe des Originals bietet (z. B. Brandenburger Kleist-Ausgabe).

2 Herbert Kraft, *Editionsphilologie*, 2. neubearb. und erw. Aufl., Frankfurt/M. u. a. 2001, S. 151.

3 Klaus Hurlbusch, *Divergenzen des Schreibens vom Lesen. Besonderheiten der Tagebuch- und Briefedition*, in: *editio* 9 (1995), S. 18–36, hier S. 26.

Soweit reicht diese kleine Übersicht, mit der sich das Gros der relevanten Brief-Editionen im Rahmen der deutschsprachigen Literatur klassifizieren lässt. Doch wäre die Darstellung nicht komplett, würde das digitale Medium, mit dem sich andere Möglichkeiten verbinden, außer Acht gelassen werden. Hier ist zunächst festzuhalten, dass einfache digitale Editionen dem Rahmen der Ordnung und Repräsentation der Buchedition, die sich an der Autorinstanz orientiert, verpflichtet bleiben. Hiervon aber können sich digitale Plattformen, so wie sie aktuell verstärkt diskutiert und umgesetzt werden, lösen. Mit einer digitalen Plattform, die mehrere Briefkonvolute nebeneinander und ineinander präsentieren und zugänglich machen kann, entsteht die Möglichkeit neuer Dynamik und Flexibilität gegenüber dem bisherigen autorzentrierten Editionsmodell. Sie kann als briefliches Netzwerk den Anspruch epistolarer Verknüpfbarkeit erfüllen und sich so von der herkömmlichen Buchedition abheben. Ein Beispiel eines solchen dezentrierten Verfahrens ist das „Exilbriefnetz“-Projekt (Trier, Marbach, Halle), das Exilbriefe nach 1933 zusammenbringt und so eine thematische und gleichzeitig autorplurale Rahmensetzung ermöglicht. Solcherart vernetzte Korrespondenzen eröffnen ganz neue Möglichkeiten der Visualisierung und der Erforschung sozialer, räumlicher, zeitlicher und thematischer Netze in Briefkorpora.

II.

Wenn im Weiteren zwei Korrespondenzen respektive Briefeditionen in den Blick rücken, dann geht es dabei um zwei Westfalen, die heute in ihrer öffentlichen Wahrnehmung und Wertschätzung einen sehr unterschiedlichen Stellenwert haben. Während Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848) international anerkannt ist und als Autorin des 19. Jahrhunderts zu den herausragenden Gestalten der deutschen Kultur- und Literaturgeschichte gezählt wird, ist der Autor, Jurist und Historiker Anton Mathias Sprickmann (1749–1833), der in den 1770er Jahren im Kontext von Empfindsamkeit und Sturm und Drang seine literarische Blütezeit hatte, heute, wenn überhaupt, kaum weiter als über die Grenzen des Münsterlandes bekannt. Zu beider Lebzeiten war das noch anders. Während Annette von Droste eine Randexistenz auf dem literarischen Feld fristete und kaum über nennenswerte Kontakte in die Literaturszene verfügte, war Anton Mathias Sprickmann bestens vernetzt mit der nationalen Literaturszene und verfügte über ausgezeichnete Beziehungen zu den Autoren vor allem des Göttinger Hains, kannte Klopstock und Voß, die Stolbergs, Bürger und Goethe und viele mehr.

Auch wenn die beiden Protagonisten fast fünfzig Lebensjahre trennten und sie zu sehr unterschiedlichen Zeiten die Hochphase ihrer literarischen Produktivität erlebten, gab es doch eine zeitweise enge Verbindung zwischen dem ungleichen Paar.



Abb. 1: Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848). Gemälde von Johann Joseph Sprick, 1838, Burg Hülshoff (Karl Franz Klose © LWL-Medienzentrum für Westfalen)

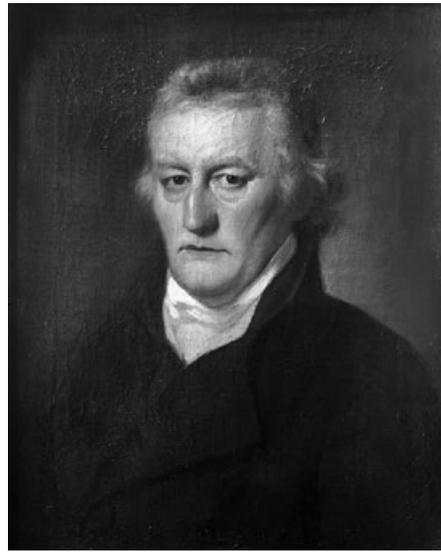


Abb. 2: Anton Mathias Sprickmann (1749–1833). Gemälde von Johann Christoph Rincklake, um 1813, Privatbesitz (© LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur)

Als honorierter Professor im Alter von ca. 65 Jahren wurde Anton Mathias Sprickmann zu einem ersten literarischen Berater der jungen, kaum 16-jährigen Annette von Droste – in diese Rolle gebeten durch Therese von Droste-Hülshoff, die für ihre hochbegabte und literarisch ambitionierte Tochter geeignete Gesprächspartner suchte. So entstand ein enger Kontakt zwischen beiden, der sich in gemeinsamen Treffen, Gesprächen und in einigen Briefen niederschlug. Dabei tauschte sich Annette von Droste mit dem großväterlichen Freund und der literarischen Respektperson über ihre Schreibprojekte aus, ließ ihn ihre literarischen Erzeugnisse, Dramen wie frühe Gedichte, lesen und erwartete sein Urteil. Zu ihren Briefen zählt auch ein Schreiben aus dem Jahr 1819, das eine der meistzitierten Passagen aus Drostes Briefkorpus beinhaltet und auch in der sehr einflussreichen Anthologie „Deutsche Menschen“ (1936) von Walter Benjamin abgedruckt ist.

Ein Ausschnitt aus diesem Brief vermittelt einen Eindruck von Drostes eindrucksvollem literarischem Stil, mit dem sie eine intime Nähe zum Adressaten aufbaut. Nachdem zunächst seitenweise faktisch, aber immer ironisch und aus distanzierender Perspektive von ihren literarischen Arbeiten die Rede war, wechselt sie plötzlich das Register und eröffnet einen Resonanzraum der vertrauten Empfindsamkeit:

„Aber genug und zuviel hiervon, mein verehrter Freund, ich unterhalte sie beständig mit dem Verstande und doch liegt so manches auf meinem Herzen, was sich hinaus und an das ihrige sehnt. O mein Sprickmann, [...] ich muß mich einer dummen und seltsamen Schwäche vor Ihnen anklagen, die mir wirklich manche Stunde verbittert, aber lachen Sie nicht, ich bitte Sie noch einmahl, mein Plage-dämon hat einen romantischen und geckenhaften Namen er heißt ‚Sehnsucht in die Ferne‘, – nein nein, Sprickmann, es ist wahrhaftig kein Spaß, Sie wissen, daß ich eigentlich keine Thörin bin, ich habe mein wunderliches verrücktes Unglück nicht aus Büchern und Kammern geholt, wie ein jeder glauben würde, aber niemand weiß es, Sie wissen es ganz allein, und es ist durch keine äußern Umstände in mich hinein gebracht, es hat immer in mir gelegen [...]. [L]eider hat meine Phantasie soviel Steckenpferde, daß eigentlich kein Tag hingeht, ohne daß Eins von ihnen auf eine schmerzlich-süße Weise aufgeregert würde, ach mein lieber lieber Vater, das Herz wird mir so leicht, wie ich an Sie schreibe und denke, haben Sie Geduld, und lassen Sie mich mein thörichtes Herz ganz vor Ihnen aufdecken, eher wird mir nicht wohl. Entfernte Länder große interessante Menschen, von denen ich habe reden hören, entfernte Kunstwercke, und dergleichen mehr haben alle diese traurige Gewalt über mich, ich bin keinen Augenblick mit meinen Gedanken zu Hause [...]. [E]in Zeitungsartikel, ein noch so schlecht geschriebenes Buch, was von diesen Dingen handelt, ist im Stande, mir die Thränen in die Augen zu treiben, und weiß gar jemand etwas aus der Erfahrung zu erzählen, hat er diese Länder bereißt, diese Kunstwerke gesehn, diese Menschen gekannt, an denen mein Verlangen hängt, und weiß er gar auf eine angenehme und begeisterte Art, davon zu reden, o! mein Freund, dann ist meine Ruhe und mein Gleichgewicht immer auf längere Zeit zerstört, ich kann dann mehrere Wochen an gar nichts andres denken, und wenn ich allein bin, besonders des Nachts, wo ich immer einige Stunden wach bin, so kann ich weinen wie ein Kind, und dabey glühen und rasen, wie es kaum für einen unglücklich Liebenden passen würde, meine Lieblingsgegenden sind, Spanien, Italien, China, Amerika, Afrika.“⁴

Diesem Brief Annette von Droste-Hülshoffs, den sie als junge Frau noch unter dem Einfluss romantischer Konzepte schrieb, muss man, was seinen Realitätsgehalt angeht, eine gehörige Portion Skepsis entgegenbringen. Es ist ein stark stilisiertes Schreiben, das sich anschiekt, den empfindsamen Schwärmer-Ton für den Adressaten Anton Mathias Sprickmann, den früheren Sturm-und-Drang-Autor, der zeitweise mit Schriftstellerkollegen eine Südseereise plante, zu imitieren. So ist das, was

4 Annette von Droste-Hülshoff an Anton Mathias Sprickmann, 8. Februar 1819, in: Winfried Woessler (Hrsg.), Annette von Droste-Hülshoff. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. VIII/1: Briefe 1805–1838. Text, bearb. von Walter Gödden, Tübingen 1987, S. 26 f.

Droste hier produziert, eine Form literarischer Ehrerbietung an den empfindsamen Stürmer und Dränger Sprickmann, dessen Jahre als Autor von einer beispiellosen Gefühlsschwärmerei bestimmt waren.

Wie viele andere Briefe Annette von Drostes an ihre Freunde, und dazu zählen neben Sprickmann vor allem Levin Schücking und Elise Rüdiger, zeichnet sich dieser Brief durch einen spezifischen Freundschaftsstil aus. Über die Länge des Schreibens wird die Intimität der Freundschaft „immer wieder in Bildern eines vertrauensvollen Gesprächs unter vier Augen, des Redetauschs von Angesicht zu Angesicht vergegenwärtigt“.⁵ Dafür spielt die Vorstellung von physischer Nähe eine ebenso große Rolle, wie es für die „Evokation geschützter und schützender Räume oder die Erinnerung an besondere verbindende Zimmerrequisiten“ gilt.⁶ In den späteren Briefen an Elise Rüdiger und Levin Schücking ist es vor allem das Rüschauser Sofa in Drostes ‚Schneckenhäuschen‘, ihrem Arbeits- und Wohnzimmer, das den Ort des Gesprächs und der Zweisamkeit symbolisiert. Ein markantes Beispiel ist eine Bemerkung Drostes über ihre Korrespondenz mit Schücking in ihrem Brief an Elise Rüdiger vom 10. September 1842, in dem sie schreibt: „[...] mein Brief an ihn wird sehr lang, sehr offen, und so herzlich seyn, als hätte er, statt mir einen peinlichen COMMISSIONSBRIEF zu schreiben, neben seinem Mütterchen auf dem Kanapee gesessen, und ihr sein ganzes Herz eröffnet.“⁷ So wie aus dieser Briefstelle klingt aus vielen anderen ein deutliches Echo der Definition des Briefs als ‚Nachahmung des guten Gesprächs‘, wie sie der Aufklärer Christian Fürchtegott Gellert 1751 in seiner einflussreichen Schrift „Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ formuliert hatte. So erfüllt der Brief zuallererst die Funktion, den mündlichen Austausch in vertrauter Umgebung zu ersetzen. Drostes Freundesbriefe, die sich insbesondere auch durch Individualität, Natürlichkeit und ein hohes Maß an Literarizität auszeichnen, entwerfen diesen Sprachraum der Nähe und Offenheit par excellence – das gilt für den zitierten Sprickmann-Brief ebenso wie für den berühmten Eppishausen-Brief an den blinden Freund Christoph Bernhard Schlüter von 1835, dem Droste die überwältigende Schweizer Alpenlandschaft erschließt, wie für viele mehr.⁸

5 Cornelia Blasberg, „Versprengter Tropfen von der Quelle Rande“. Zum Ort des Subjekts in Annette von Droste-Hülshoffs Briefen, in: Jochen Grywatsch (Hrsg.), Raum. Ort. Topographien der Annette von Droste-Hülshoff (Droste-Jahrbuch 7), Hannover 2009, S. 215–241, hier S. 222.

6 Ebd.

7 Annette von Droste-Hülshoff an Elise Rüdiger, 10. September 1842, in: Winfried Woesler (Hrsg.), Annette von Droste-Hülshoff. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. IX/1: Briefe 1839–1842. Text, bearb. von Walter Gödden und Ilse-Marie Barth, Tübingen 1993, S. 347.

8 Vgl. Jochen Grywatsch, Annette von Droste-Hülshoff, in: Marie-Isabel Matthews-Schlinzig/Jörg Schuster/Jochen Strobel (Hrsg.), Handbuch Brief, Berlin, Boston 2020 [in Vorb.].

Was aber bedeutet dies für die Frage nach dem Quellenwert? Zunächst einmal ist dazu die nüchterne Feststellung zu treffen, dass den literarischen Briefen grundsätzlich mit kritischer Distanz zu begegnen ist. Hier schreiben Schriftsteller, die den Brief im weiten Sinne als literarisches Medium auffassen und entsprechend handhaben. Die Darstellungen sind also durchaus immer wieder auf das Verhältnis und Fiktion und Realität, von Rolle und Stilisierung zu befragen. Hinzu kommt, dass – und das trifft im Falle Drostes besonders zu – gerade der Adressatenbezug immer eine wichtige Rolle spielt und die Darstellungen stark beeinflussen. Droste schildert z. B. die Wirren des Schweizer Sonderbundkrieges 1847, die auch nach Meersburg ausstrahlen, ihrer Mutter gegenüber vergleichsweise verharmlosend – natürlich um die alte Dame nicht über Gebühr zu beunruhigen. Ähnliches gilt für die Darstellung der Tumulte im Zuge des Aufruhrs in Westfalen im Zusammenhang des Kölner Kirchenstreits, als 1837 Erzbischof Clemens August von Droste zu Vischering von den Preußen verhaftet und auf der Festung Minden festgesetzt worden war.⁹

III.

Mit Blick auf den Quellenwert der Korrespondenz Annette von Droste-Hülshoffs seien einige Fakten und Zahlen vorangestellt. Die historisch-kritische Droste-Ausgabe, eine Ausgabe des Typus B in der oben festgelegten Ordnung, umfasst drei Bände Briefe der Droste und zwei Bände Briefe an die Droste. Es sind insgesamt 270 Briefe von Annette von Droste erhalten, 227 an sie. Die Ausgabe verzeichnet auch erschlossene Briefe in Regestform; so kommen 154 von Droste und 241 ihrer Briefpartner dazu. Im Umfang sind die Droste-Briefe mit 1200 Druckseiten deutlich länger als die der Partner, die ca. 500 Seiten aufweisen. Insgesamt sind grob geschätzt nur etwa 10 bis 20 Prozent der ehemals existenten Briefe erhalten geblieben.¹⁰ Droste und mehrere ihrer Briefpartner haben aufgrund vertraulicher Inhalte das Vernichten der Korrespondenz verabredet. Über zwei Autodafés gibt es gesicherte Kenntnisse. Bezeichnend ist, dass die gesamte Freundschaftskorrespondenz mit Amalie Hassenpflug, mit Adele Schopenhauer, Louise von Bornstedt, auch weitgehend mit Elise Rüdiger und Sibylle Mertens-Schaaffhausen fehlt, wenngleich sich nicht alle Partner an die Absprachen gehalten haben. Während die teils brisante und aufschlussreiche Freundschaftskorrespondenz nur lückenhaft überliefert ist, ist die eher unverfängliche Familienkorrespondenz recht vollständig erhalten.

⁹ Vgl. Cornelia Blasberg, Korrespondenzen, in: Cornelia Blasberg/Jochen Grywatsch (Hrsg.), Annette von Droste-Hülshoff. Handbuch, Berlin, Boston 2018, S. 89–97.

¹⁰ Vgl. im Einzelnen: Herausgeberbericht zur Edition des Droste-Briefwechsels, in: Winfried Woesler (Hrsg.), Annette von Droste-Hülshoff. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. VIII/2: Briefe 1805–1838. Kommentar, bearb. von Walter Gödden, Tübingen 1999, S. 1252–1282.



Handwritten letter text in cursive script, densely packed and covering the entire page. The text is difficult to read due to the cursive style and some fading.

Abb. 3: Annette von Droste-Hülshoff an Jenny von Laßberg, 29.1.1839 (Quelle: Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Depositum Westfälisches Literaturarchiv, Bestand 1064).

Zunächst ist festzuhalten: Ohne die Korrespondenzen – und das meint den Droste-Briefwechsel ebenso wie Briefe aus ihrem Umkreis – wüssten wir nur sehr wenig über die Autorin Annette von Droste-Hülshoff, deren literarische Zeugnisse für sich stehen und von originärer Bedeutung sind. Sonst aber wären da kaum belastbare Kenntnisse, zumal Schriften von Freunden und Zeitgenossen, die sich mit der Autorin beschäftigten, einen erheblichen Stilisierungsfaktor aufweisen. Mit anderen Worten: Fast alles, was wir über Annette von Droste-Hülshoff jenseits ihres literarischen Werks wissen, wissen wir mittels ihrer Briefe. Aus der eingehenden Lektüre und Analyse ihrer Korrespondenz lässt sich umfangreiches ‚positives‘ Wissen generieren, das sich in vier große Komplexe teilen lässt. Es sind dies die Bereiche der Literatur (A), des privaten-biografischen Lebens (B), der Mentalitätsgeschichte (C) und der Zeitgeschichte respektive der Tagespolitik (D).

A. Für den Bereich der Literatur lassen sich weitere Differenzierungen vornehmen, die einmal das Droste-Werk in seiner Spezifik und Besonderheit betreffen, zum anderen das literarische Feld im frühen 19. Jahrhundert im Allgemeinen. Im Einzelnen sind folgende Punkte zu unterscheiden:

- 1) Entstehungsprozesse und -kontexte einzelner Werke
Hier sind z. B. Einflussnahmen aus der Familie auf die zukünftigen Schreibprojekte Drostes nach ihrer ersten Gedichtausgabe von 1838 gemeint oder die kreative Zusammenarbeit mit Schücking im Meersburger Winter 1841/42, als ein Großteil der Gedichtproduktion für die Ausgabe von 1844 stattfand.
- 2) Abwägungen zur Textgestalt einzelner Werke und zu ihrer Repräsentation
Auf Beiblättern zu ihren Briefen hat Droste im Rahmen der Drucklegung der 1844er Ausgabe letzte Entscheidungen zur Textgestalt einzelner Gedichte aber auch Fragen der Anordnung der Gedichte in der Ausgabe diskutiert oder sich zu Entstehungsumständen geäußert oder eigene Werturteile zu ihren Texten abgegeben.
- 3) Private und öffentliche Rezeption ihrer Werke
Vielfach verhandelt werden vor allem in den Briefen an ihre Schwester Jenny die Reaktionen aus ihrem Verwandtenkreis zum Erscheinen der 1838-Gedichtausgabe; ebenso sind gedruckte Rezensionen Gegenstand des brieflichen Austauschs.
- 4) Werturteile zu anderen Autoren und ihren Werken
Aus zahlreichen Aussagen lässt sich vor allem ablesen, wie sich Droste im Kontinuum der Literatur ihrer Zeit positionierte, in welchem Verhältnis sie zur Literatur des Vormärz stand und wie sie sich zu den Strömungen der Romantik verhielt. Damit verbinden sich Hinweise auf Lektüren, Vorlieben und Einflüsse, die wieder-

rum Rückschlüsse auf den literarischen Geschmack und Standort Drostes erlauben.

5) Poetologie

Da Droste niemals eine eigene Ästhetik oder programmatische Schrift zu ihrem dichterischen Selbstverständnis verfasst hat, sind neben ihren ‚Dichtergedichten‘ die poetologischen Aussagen in einzelnen Briefen von besonderer Bedeutung. Hier sind vor allem die Briefe an die literarischen Freunde zu nennen, solche an Christoph Bernhard Schlüter, an Levin Schücking und vor allem die an Elise Rüdiger, der sie ihren Standort im Literaturbetrieb ihrer Zeit erläutert und darlegt, dass sie sich nicht nach literarischen Moden richte und vielmehr auf eine adäquate Rezeption der Nachwelt setze.

6) Literaturmarkt, literarisches Feld, Produktionsverhältnisse

Drostes zurückhaltende Rolle auf dem Literaturmarkt war bedingt durch ihren Status als adelige Frau, der es untersagt war, eigene Geschäftsbeziehungen zu führen. Außerdem hatte man in ihrer Familie starke Vorbehalte gegenüber jedem öffentlichen Auftreten. So musste sie Dritten, und das waren insbesondere ihre literarischen Freunde Christoph Bernhard Schlüter und Levin Schücking, alle Verhandlungen mit Verlegern überlassen. Zu beobachten ist, dass sie die Hoheit in Bezug auf die eigene Werkpolitik zwar nie ganz und vollständig übernehmen konnte, sich aber durch kluge Absprachen den Einfluss erhielt.

Es wird deutlich, dass im Hinblick auf eine Werkbiographie die Briefe von unverzichtbarer Bedeutung sind und ganze Entstehungskontexte erst enthüllen.

B. Natürlich sind die Droste-Briefe eine unersetzbare und überaus reiche Quelle, wenn es darum geht, Kenntnisse über das Leben der Autorin zusammenzutragen. Neben Tagebüchern stellen sie den wichtigsten Fundus dar, um die Lebenschronik der Autorin anzufüllen.¹¹ Dabei erweist sich die Korrespondenz als beredete Quelle im Hinblick auf die folgenden Themen:

1) Familienbeziehungen

Aus erster Hand erfährt der Leser Näheres über das verzweigte Beziehungsgeflecht der westfälischen Adelsfamilien, zu denen vielfach verwandtschaftliche Beziehungen bestehen. Über Vorlieben und Abneigungen ist etwas zu erfahren, ebenso wie über Freuden, Probleme und manche Kuriosität im Lebensalltag der Verwandten. Sichtbar werden die bestimmenden Strukturen, die das adelige Familienleben während der Zeit des frühen 19. Jahrhunderts kennzeichnen.

¹¹ Vgl. Walter Gödden, Annette von Droste-Hülshoff. Leben und Werk. Eine Dichterchronik, Bern u. a. 1994.

- 2) Freundschaftsbeziehungen, Kontaktpersonen
 Die Briefe erhellen zudem das gesamte Geflecht von Beziehungen im Freundschaftskontext. Die nahe Verbindung zu dem ersten literarischen Förderer Anton Mathias Sprickmann wird ebenso plastisch wie die (je aus unterschiedlichen Gründen) ambivalenten Freundschaften zu Heinrich Straube, Christoph Bernhard Schlüter, Wilhelm Junkmann, Adele Schopenhauer, Sibylle Mertens-Schaaffhausen, Philippa Pearsall und Levin Schücking oder die vertrauten Beziehungen zu Elise Rüdiger und der früheren Amme Katharina Plettendorf.
- 3) Aufenthaltsorte, Wohnumfeld
 Nicht nur die Wohnorte Annette von Droste-Hülshoffs, auch die Sitze des verzweigten westfälischen Adels werden in den Droste-Briefen facettenreich vorgestellt. Ebenso wird die Besuchsatmosphäre im schweizerischen Eppishausen, im Meersburger Schloss am Bodensee oder bei den Verwandten in Köln, Bonn und Koblenz in brieflich vermittelten Stimmungsbildern greifbar.
- 4) Reisen, Reisemittel
 Insgesamt kommt dem Reisen ein erheblicher Anteil der brieflichen Schilderungen zu. Da Droste an der Schwelle der Revolutionierung der Reisemittel lebte, kann man in ihren Briefen Aufschlüsse über das alte Kutschenreisen ebenso gewinnen wie über die Neuerungen im Transportwesen, die mit der Einführung der Rheindampfschiffahrt und den ersten Eisenbahnverbindungen verbunden sind. Die Revolution der Geschwindigkeit und die damit einhergehende veränderte Wahrnehmung von Raumbezügen ist ein wiederkehrendes Thema der Droste-Briefe.
- 5) Krankheiten, Medizin, alternative Heilverfahren
 Da Droste beständig von Krankheiten heimgesucht wurde, werden ihre Briefe auch zur Quelle für die Entwicklungen der Medizin respektive der alternativen Heilmethodik. Allerdings war es weniger die Schulmedizin als die sich entwickelnde Homöopathie, die Droste langfristige Linderung der Leiden brachte. Sie war die erste Patientin des Homöopathen Clemens Maria von Bönninghausen, der wiederum der erste Schüler des Erfinders der Homöopathie Samuel Hahnemann war.
- 6) Besondere biografische Ereignisse
 Einen wesentlichen inhaltlichen Fokus richten die Droste-Briefe natürlich auch auf besondere biographische Ereignisse und Erfahrungen. Hier ist vor allen anderen Kontexten die sogenannte ‚Jugendkatastrophe‘ Drostes zu nennen, die durch eine Familienintrige zum Scheitern gebrachte amouröse Verbindung zu dem Göttinger Studenten Heinrich Straube, was sich für Droste zu einer traumatischen Erfahrung auswuchs, die bis heute Anlass für Spekulationen ist und

den Angelpunkt mancher belletristischen Verarbeitung des Droste-Lebens gibt. Der sogenannte Bekenntnisbrief an die etwa gleichaltrige Tante Anna von Haxthausen aus dem Sommer 1820 ist die einzige nennenswerte Quelle, die einen natürlich subjektiv gefärbten Eindruck der dramatischen Ereignisse in Bökendorf vermittelt.

C. Wesentliche Aussagekraft bieten die Briefe weiter in Bezug auf die Mentalitätsgeschichte des frühen 19. Jahrhunderts. Als prägend ist das Zeitgefühl der Transformation zu benennen, das vor allem aus gesellschaftlichen und technisch-industriellen Wandelprozessen resultiert. Als wesentliche diesbezügliche Erfahrungen, die in Drostes Briefen widerhallen, sind zu nennen:

- a) Veränderungen im Transport- und Verkehrswesen respektive der Raumordnung (ganz neue Reisemöglichkeiten und Geschwindigkeiten)
- b) Erschütterung des Selbstverständnisses des Adels (Verlust der alten Ordnung; mütterliche Familie von Haxthausen als entschiedene Befürworter der Restauration)
- c) Problematisierung von Geschlechterrollen, Stellung der Frau in Familie und Erwerbsleben (biedermeierliche Erwartungshorizonte an Frauen, deren künstlerische Betätigung sich auf Handarbeiten und Hausmusik zu beschränken habe; Verbot geschäftlich-wirtschaftlicher Betätigung für adelige Frauen)
- d) Lebenshaltung, Lebensführung, soziale Kompetenz (Einkünfte, Ausgaben, Reisekosten, der Adel und die Notwendigkeit der Eigenwirtschaft; Teezirkel, gesellschaftliche Ereignisse wie Bälle und Theateraufführungen, Teilnahme am Karneval, Bibliotheksnutzungen, Droste als Unterstützerin von Bedürftigen, z. B. Maler Sprick, die ‚Bückersche‘, Bäuerin)
- e) Rituale, Leidenschaften, Moden, Reiseziele (Sammeleifer, Moden der Schweizerreisen, Alpenbegeisterung, Italienreisen)
- f) Fortschritt, technische Entwicklung, Erfindungen (z. B. Telefon, Stapellauf Rheindampfer)

D. Zuletzt werden im Spiegel von Drostes Briefen auch politische Ereignisse transparent und verständlich. Stößt man in ihren Schreiben auf solche Spuren, dann ist eine Korrelation mit dem Zeitgefühl der Spaltung, der Handlungssohnmacht und des Ausgesetztseins augenfällig. Besonders greifbar wird der ebenso prägende wie dauerhafte Widerstreit restaurativer und revolutionärer Tendenzen, von Konservatismus und Demokratisierung, der Antagonismen Westfalen/Preußen respektive Katholizismus/Protestantismus durch briefliche Spiegelungen.

- a) zum Kölner Kirchenstreit 1837 (mit den Schilderungen zur Reaktion in der Bevölkerung zur Inhaftierung des Erzbischofs Clemens August und der Niederschlagung der Proteste durch die preußischen Truppen)
- b) zur Einrichtung der Provinziallandtage (mit Reflexionen zur neuen Rolle des Adels einschließlich der Proteste u. a. durch Clemens von Westfalen auf dem 6. Westfälischen Provinziallandtag 1841 in Münster)
- c) zum Verhältnis zum preußischen Königshaus (anlässlich des Besuchs des preußischen Königspaares im August 1842 in Münster)
- d) zu den Wirren des Schweizer Sonderbundkriegs 1847 (als katholische Kantone, die den Sonderbund ausmachten, sich gegen die protestantischen stellten, und der Sonderbündler Zeerleder von Steineeg vor dem Hintergrund der Niederschlagung des Aufstands durch das Bundesheer Schutz auf der Meersburg suchte).

Die Tagespolitik bleibt aber, das muss festgehalten werden, in Drostes Briefen eher ein Randbereich. Die Autorin thematisierte nur das, was sie persönlich erlebte, was ihre Familie betraf. Darüber hinaus äußerte sie sich nicht grundlegend oder allgemein zu politischem Geschehen. Als Mitglied einer Adelsfamilie hielt sie sich sehr zurück und kommentierte die eigenen Erlebnisse stark adressatenbezogen, während sie in ihrem Werk in einigen Gedichten („Das Fegefeuer des westfälischen Adels“, „Die Jagd“, „Der Graue“) allerdings durchaus eine kritische Haltung zu ihrem Stand dargelegt hat.

In der Zusammenschau stellt das hier nur stichwortartig Genannte ein mehr oder weniger umfangreiches, positives Wissen dar, das sich aus den Droste-Briefen gewinnen lässt. Auch wenn damit im Hinblick auf den Quellenwert von Briefen eine ganze Menge auf der Haben-Seite zu verbuchen ist, bleibt ein Unbehagen, eine Unzufriedenheit mit den Ergebnissen, wenn man sie in ein Verhältnis rückt zu dem, was potentiell an Fülle vorstellbar wäre, wenn man an die mit einer überragenden Beobachtungs- und Aufnahmefähigkeit ausgestattete Korrespondentin Annette von Droste-Hülshoff denkt. So öffnet sich von hier aus, *ex negativo* gewissermaßen, die Frage nach der Verschleierungsfunktion der Briefe, nach dem Verschweigen, das sie auch dokumentieren. Warum, fragt man sich, wenn man ihre Gedichte kennt, die so sehr den Wissens- und Wissenschaftsdiskurs ihrer Zeit sowie aktuelle naturwissenschaftliche Erkenntnisse verarbeiten, warum findet man so wenig über diese in der zeitgenössischen Diskussion relevanten Kontexte in ihren Briefen. Und warum findet man, so steht weiter zu fragen, bei einer Frau, die alle Bibliotheken um sich herum – die eigene heimische, die der Freunde ebenso wie die Leihbibliotheken der Stadt – in Gänze gelesen hat und die mit vielseitig gebildeten

Frauen und Männern, die an den zeitgenössischen Diskursen über Kultur und Naturwissenschaften, Theologie und Geschichte teilnahmen, in Kontakt stand, warum findet man in ihren Briefen so wenig zu Lektüren, Diskursen und Diskussionen. Es ist hier nicht der Ort um weiter auszuführen, wie Forschung versucht, solche Ansätze fruchtbar zu machen. Jedenfalls sind mit der genauen Analyse der Briefrhetorik und der Auswertung bestimmter Briefwechsel Erkenntnisse zur literarhistorischen Verortung Drostes zwischen Empfindsamkeit und Biedermeier (Sprickmann, Schlüter), Nachklassik (Adele Schopenhauer und der Kölner Kreis), Romantik und Vormärz (Elise Rüdiger, Levin Schücking) sehr anzureichern.¹²

Mit der genauen Analyse und Auswertung von Briefnetzwerken, so ist festzuhalten, kann noch manche Erkenntnis gewonnen werden. So gilt das Plädoyer den digitalen Plattformen, mit denen es erst gelingen kann, die verzweigten Briefnetzwerke abzubilden. Für die familiäre Seite wurde das seinerzeit und noch im analogen Modus im Rahmen der Historisch-kritischen Droste-Ausgabe gemacht: Es wurden die sogenannten Umkreis-Briefe, also Korrespondenzen der Familienmitglieder und Familienfreunde, gesammelt und ausgewertet, was für die literarischen Freunde aus Kapazitätsgründen nur punktuell geschah. Wesentlicher Zugewinn würde durch die systematische Erschließung der Korrespondenz der literarischen Freunde und der vielen Kontaktpersonen erzielt werden können, z. B. im Umfeld des Mediävistenzirkels Josef von Laßbergs in Meersburg oder der Köln-Bonner Künstler- und Intellektuellenzirkel im Hause der Haxthausen- und Droste-Hülshoff-Onkel und -Vettern, bei denen sich Annette Droste auf dem Weg zwischen Meersburg und Münster oft monatelang aufhielt.

IV.

Auch wenn das Hauptaugenmerk dieses Beitrages bei Annette von Droste-Hülshoff liegt, soll doch, wenngleich panoramatisch, auch ein Blick auf den bereits erwähnten Anton Mathias Sprickmann gerichtet werden. Im Grunde gibt es in der Analyse Vergleichbares zu sagen, wenngleich Sprickmann für die 1770er Jahre in seinen zahlreichen Korrespondenzen ein sehr enges Netzwerk an literarischen Freunden unterhielt. Wenn man einmal sieht, wer hier, rund um den Göttinger Hainbund des 1770er Jahre, alles aktiv und miteinander vernetzt war, dann kann man sich nur eine digitale Plattform wünschen, die die Korrespondenzen zwischen Sprickmann, Bürger, Boie, Voß, Hölty, Miller, Gerstenberg, Gotter, Overbeck, den Stolberg-Brü-

12 Vgl. Cornelia Blasberg, Zwischen den Zeilen gelesen. Literaturgeschichte in Drostes Briefen, in: Rüdiger Nutt-Kofoth (Hrsg.), Literaturgeschichte als Problemfall. Zum literarhistorischen Ort Annette von Droste-Hülshoffs und der ‚biedermeierlichen‘ Autoren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Droste-Jahrbuch 11), Hannover 2017, S. 229–254.

dern, Mattias Claudius und Klopstock in Hamburg, um nur die wichtigsten Namen zu nennen, interaktiv zusammenbringt. Das ist aber genauso eine Zukunftsvision, wie es für das Netzwerk der Korrespondenzumgebung Drostes gilt. Dieses Netzwerk hat sich entwickelt im Kontext der Empfindsamkeitsepoche und des Sturm und Drang – und einer der rührigsten Korrespondenten dieser Periode, darüber sind sich seine Biographen einig, war Anton Mathias Sprickmann. Er selbst beschreibt sich rückschauend als „ein so gar rüstiger, allzeit fertiger Briefsteller“ und zahlreiche Äußerungen belegen, dass seine Briefe bei den Korrespondenzpartnern äußerst geschätzt waren.¹³

Sprickmann, der im damals als kulturell-literarisch rückständig geltenden Münster geboren wurde und aufwuchs, korrespondierte also mit allen Größen der Literaturwelt der 1770er Jahre. Dieser überraschende Befund zieht die Frage nach sich, wie es dazu gekommen war. Sprickmann verspürte schon früh starke literarische Neigungen. Von Jugend an war er theaterbegeistert, schrieb etwa seit 1773 eigene Stücke und versuchte sich in Liebes- und Gedankenlyrik. Orientierungspunkt waren dabei die neuen Töne in der jungen Literatur, die heute unter dem Stichwort ‚Sturm und Drang‘ zusammengefasst werden.

Sprickmanns Studienort Göttingen war Anfang der 70er Jahre zu einem der wichtigsten Orte auf der literarischen Landkarte geworden. Hier war mit dem „Musenalmanach“ ein einflussreiches Publikationsorgan beheimatet. Viele junge Dichter lebten hier, Boie und Hölty unter anderem, ebenso die Stolberg-Brüder und Johann Martin Miller, die sich 1772 in einem Dichterbund, dem Göttinger Hain, zusammenschlossen. Sprickmann geriet ganz in den Sog dieser jungen Literaten. Er bewunderte ihre Arbeiten und begann, selbst verstärkt in überregionalen Zeitschriften zu publizieren. Diese Aktivitäten sorgten dafür, dass sein Name bei den jungen Autoren und Herausgebern im Gedächtnis blieb. Und mehr noch: In ihm suchte man bald im damals heimischen Münster einen Ansprechpartner.

Als Sprickmann dann Ende 1775 die Gelegenheit bekam, nach seinem Studium ein zweites Mal Göttingen zu besuchen – er sollte sich hier auf die bevorstehende Aufgabe als Professor der Rechte vorbereiten –, bot sich ihm die unverhoffte Chance, unmittelbar am regen literarischen Leben der Universitätsstadt teilzunehmen. Der enge Kreis des ‚Hains‘ hatte sich zwar bereits aufgelöst, doch fand Sprickmann schnell Anschluss an einige dem Bund nahestehende jüngere Poeten, namentlich zu Overbeck, Closen und Hahn. Es war ihm aber auch ein dringendes Bedürfnis,

13 Jochen Grywatsch, „Mit Sprickmann möcht‘ ich vor hundert andern korrespondiren“. Anton Mathias Sprickmanns literarischer Briefwechsel der 1770er Jahre, in: Erpho Bell (Hrsg.), „Dank Gott und Fürstenberg, dass sie mich auf den Weg brachten“: Anton Mathias Sprickmann (1749–1833), Münster 1999, S. 95–113.

die inzwischen nicht mehr in Göttingen lebenden Dichter des ‚Hains‘ – und nicht nur die – persönlich kennenzulernen. Er unternahm zu diesem Zweck ausgedehnte Reisen, besuchte Anfang 1776 Boie in Hannover, Hölty in Mariensee, Klopstock und Claudius in Hamburg sowie Gerstenberg in Lübeck. Eine Reise nach Gotha und Weimar brachte ihm die Bekanntschaft mit Gotter, die geplanten Zusammentreffen mit Goethe und mit Lenz kamen allerdings nicht zustande. Seit April 1776 verband ihn außerdem eine enge Freundschaft mit Bürger, der in der Nähe Göttingens wohnte. Und in fast allen Fällen begann man, wenn nicht schon eine Korrespondenz bestand, alsbald Briefe zu schreiben.

Sprickmanns zuvor vermisste Briefe an Heinrich Christian Boie konnte ich 2004 in der Krakauer Jagiellonen-Bibliothek ausfindig machen. Da die Gegenbriefe Boies im Sprickmann-Nachlass in der ULB Münster aufbewahrt werden, wurde es 2008 möglich, den Briefwechsel Sprickmann/Boie, von dem vorher nur Auszüge bekannt waren, mit einem umfangreichen Kommentar herauszugeben.¹⁴ Für die Fragestellung des Quellenwerts von Briefen können hier nur einige Aspekte herausgegriffen werden. Grundsätzlich gilt, ebenso wie für Droste: Fast alles über den Autor, dessen Werke nur unvollständig überliefert sind, wissen wir heute aus den Briefen. Ihr Stellenwert ist im Vergleich zu Droste wohl noch wichtiger, gibt es doch zu Sprickmann keine vergleichbare Forschungslage.

So erfährt der Leser aus Sprickmanns Briefen an Boie vor allem etwas zur

a) Literatur der Epoche

- Hainbund, Göttinger Literatenleben, Vernetzungen
- Publizistik des Sturm und Drang („Musenalmanach“, „Deutsches Museum“)
- Klopstock-Begeisterung
- Themenschwerpunkte (unglückliche Liebe, Kindsmord, aristokratische Moral)
- Werther-Begeisterung

b) zur Lebensgeschichte Sprickmanns

- Göttinger Jura-Studium
- Lebensstationen (Göttingen, Münster, Wetzlar; Regensburg)
- Liebesleben
- Funktionsverhältnis zu Fürstenberg
- Sollizitant am Reichskammergericht Wetzlar
- Beobachter Reichstag in Regensburg
- Abschwörung der Literatur
- Professor für deutsche Reichsgeschichte und deutsches Staats- und Lehnrecht

14 Jochen Grywatsch (Hrsg.), „... ewig in diesem Himmel die Hölle leiden“: Anton Mathias Sprickmann – Heinrich Christian Boie. Briefwechsel 1775–1782, Bielefeld 2008.

- c) zur Mentalitätsgeschichte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts
 - Freundschaftskult
 - Empfindsamkeit
 - Genialisches (Sturm und Drang)
 - Werther-Schwärmerei
 - Freimaurerei
 und
- d) zur Politik
 - Verwaltung des Fürstbistums Münster
 - Rechtsangelegenheiten am Reichskammergericht Wetzlar.

Mit dieser kurzen Übersicht sei der Blick auf Sprickmann in diesem Rahmen abgeschlossen. Am Ende steht nochmals ein Schwenk zu Annette von Droste-Hülshoff und dem Zitat, das im Titel des Beitrages genannt ist: „[E]s ist mir unwillkürlich aus der Feder geflossen, und so mag es stehn bleiben.“ Das schreibt Annette von Droste-Hülshoff im Mai 1845 an den in Bocholt gebürtigen Geistlichen Melchior von Diepenbrock (1798–1853)¹⁵, der 1845 zum Fürstbischof von Breslau wurde. Diepenbrock hatte sich mit einem Autografenwunsch an die Autorin gewandt, dem sie unmittelbar nachkam. Ihr Schreiben ist deswegen von herausgehobener Bedeutung, da es eine weltanschauliche Wende und stärkere poetologische Orientierung an religiösen Kontexten dokumentiert, ebenso eine außergewöhnlich scharfe Verurteilung des Liberalismus der Zeit transportiert, die die Begriffe „Demoralisation“, „Sittenlosigkeit“, „Unnatur“ und „Irreligiosität“ nennt.¹⁶ Eine solche Invektive ist einzigartig in ihren Briefen und auch in den Werken vermittelt sich eine andere, differenzierte und abwägende Haltung. Droste bittet sodann, des scharfes Tons wegen, um Verzeihung, dass sie „etwas kühner geworden [sei], als Ihnen gegenüber ziemt“, um weiter vorzugeben, dass das gerade Geschriebene eben „stehn bleiben“ möge, da es ihr „unwillkürlich aus der Feder geflossen“ sei. In diesem Fall können wir sie widerlegen und eindeutig das bewusste Kalkül und die Adressatenbezogenheit der Aussagen nachweisen, denn bei dem zitierten Brief an Diepenbrock handelt es sich um einen Entwurf bzw. eine Vorschrift (wozu keine Reinschrift überliefert ist), bei der Droste sehr genau die Wirkung ihres Briefes erwogen hat, während die vorgebliche dem Eifer geschuldete Spontaneität als Täuschung entlarvt werden kann.

¹⁵ Annette von Droste-Hülshoff an Melchior von Diepenbrock, Mai 1845, in: Winfried Woesler (Hrsg.), Annette von Droste-Hülshoff. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. X/1: Briefe 1843–1848. Text, bearb. von Winfried Woesler, Tübingen 1992, S. 287.

¹⁶ Ebd.

Die historischen Arbeiten von Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg (1833–1898) im Spiegel seiner Korrespondenz

von Wilfried Reininghaus

Gelehrtenkorrespondenzen sind von unverzichtbarem Wert für die neuzeitliche Wissenschaftsgeschichte.¹ Keine Disziplin kommt ohne sie aus. So dokumentiert der Schriftwechsel von Forschern das Netzwerk, in dem sie sich bewegen, und liefert Hintergrundinformationen zu ihren Werken. Er kann politische Anschauungen ebenso offenlegen wie Details aus dem Alltagsleben. Deshalb sind Editionen bzw. Teileditionen der Briefe von Koryphäen der deutschen Geschichtswissenschaften des 19. und 20. Jahrhunderts erschienen, z. B. von Theodor Mommsen, Leopold von Ranke, Theodor von Sickel und Gerhard Ritter.² Die Briefe, die Heinrich Finke an Aloys Schulte schrieb und die Max Braubach herausgab, werfen ein neues Licht auf diese beiden aus Westfalen stammenden, überregional tätigen Historiker.³ Aber auch auf der Ebene der Orts- und Landesgeschichte stiften Briefeditionen Nutzen. So bietet der vom Stadtarchiv Olpe herausgegebene Schriftwechsel zwischen Albert K. Hömberg und Norbert Scheele Berichte aus der Werkstatt eines Ordinarius für Landesgeschichte und eines Heimatforschers.⁴ Bei Arbeiten zur Vorgeschichte der Historischen Kommission für Westfalen stieß ich im Nachlass von Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg, einem Gründungsmitglied der Kommission, auf einen großen Bestand an ihn gerichteter Briefe.⁵ Dadurch erschließen sich die Person und ihr Werk in einem neuen Licht, obwohl eigene Briefe weitgehend fehlen. Deshalb war sehr willkommen, in Wolfenbüttel seine Spuren in den Nachlässen zweier wichtiger

1 Vgl. Thomas Wallnig, Gelehrtenkorrespondenzen und Gelehrtenbriefe, in: Josef Pauser/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer (Hrsg.), Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, Wien/München 2004, S. 813–827 (mit weiterer Literatur).

2 Die Editionen der Briefe dieser Historiker sind meistens Auswahleditionen, u. a. Leopold von Ranke, Das Briefwerk, eingeleitet und hrsg. von Walter Peter Fuchs, Hamburg 1949; Lothar Wickert (Hrsg.), Theodor Mommsen/Otto Jahn, Briefwechsel 1842–1868, Frankfurt 1962; Klaus Schwabe/Rolf Reichardt (Hrsg.), Gerhard Ritter. Ein politischer Historiker in seinen Briefen, Boppard 1984.

3 Max Braubach, Zwei deutsche Historiker aus Westfalen. Briefe Heinrich Finkes an Aloys Schulte, in: Westfälische Zeitschrift (künftig WZ) 118 (1968), S. 9–113.

4 Der Briefwechsel Albert K. Hömberg und Norbert Scheele 1932–1962. Aus der Werkstatt der westfälischen Landes- und Ortsgeschichte. Ein Beitrag zur Geschichte und Geschichtsschreibung Südwestfalens, Kreuztal 2007. Siehe dazu auch oben S. 23–25.

5 Vereinigte Westfälische Adelsarchive e. V., Münster, Hin.Q.III (künftig zitiert: Hin.Q.III mit Nr.). Ich danke Dr. Stefan Schröder für seine Hilfe bei der Auswertung dieses Bestandes.

Korrespondenzpartner, Wilhelm Ehlers und Hermann Dürre, zu entdecken.⁶ Sie ergänzen in wichtigen Details Bocholtz-Asseburgs eigenen Nachlass.

1. Sein Leben

Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg besaß gleich zwei unmittelbare Vorfahren, die dem Domkapitel zu Münster angehört hatten.⁷ Sein Großvater Theodor Werner von Bocholtz zu Niesen (1743–1822) schied aus dem Domkapitel aus, als er Theresia von der Asseburg heiratete und später dem Geheimen Rat im Fürstbistum Paderborn präsiidierte. Seine Frau gehörte einer Familie an, die ursprünglich im Raum Wolfenbüttel begütert war; ein Zweig ließ sich um 1260 auf der Hinnenburg bei Brakel nieder. Ihr ältester Sohn Hermann Werner (1770–1848) nahm 1787 die vakant gewordene Präbende seines Vaters in Münster an, die er 1793 aufgab, um im gleichen Jahr Felicitas von Wolff-Metternich zu heiraten. Auf Hermann Werner gingen laut Familienvertrag die Asseburg'schen Besitzungen bei Brakel über. Inzwischen war der Familienname in Bocholtz-Asseburg geändert worden. 1803 wurde Hermann Werner in den erblichen Grafenstand erhoben. Aus seiner zweiten Ehe mit Franziska von Haxthausen (1792–1879) gingen acht Kinder hervor. Als jüngstes Kind kam Johannes 1833 zur Welt.⁸ Er bezog mit 13 Jahren die Rheinische Ritterakademie in Bedburg, um dann 1852 in den österreichischen Militärdienst einzutreten. Er diente beim 6. Kürassierregiment Wallmoden-Gimborn in Ungarn, quittierte 1856 den Dienst als Unterleutnant, trat aber zum italienischen Krieg 1859 wieder in sein früheres Regiment ein. Nach Friedensschluss kehrte er auf die Hinnenburg zurück. Kaiser Franz Joseph ernannte ihn 1862 ehrenhalber zum K. u. k. Kämmerer. Ausgestattet mit Haus Brunnen in Godelheim (Kreis Höxter),⁹ privatisierte er seit dieser Zeit. 1872 vermählte er sich mit Ferdinandine Freiin zu Fürstenberg aus der Linie Borbeck. Auf Godelheim fühlte sich der Graf wohl („hier bei uns ist es aber augenblicklich sehr schön zwischen hohen Bäumen, die herrlich blühen [...]“).¹⁰ Reisen führten ihn dennoch nach Österreich, Italien, Frankreich und England sowie

6 Landesarchiv Niedersachsen Abteilung Wolfenbüttel (künftig NLA WO), VII A Hs. Nr. 88 (Ehlers) und 36 Alt Nr. 170 (Dürre). Ich danke Dr. Christian Helbich (Wolfenbüttel) für seinen Hinweis auf diese Bestände.

7 Friedrich Keinemann, *Das Domkapitel zu Münster im 18. Jahrhundert. Verfassung, persönliche Zusammensetzung, Parteiverhältnisse*, Münster 1967, S. 317, 345.

8 Konrad Mertens, Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg† in: *Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde* [künftig: WZ] 57 (1899), S. 192–194; Heinrich Finke, Nekrolog, in: WZ 56 (1898), S. 131 f.

9 1844 war das ehemalige Schloss des Fürststabs von Corvey von Johannes' Vater erworben worden; Fred Kaspar, *Brunnenkur und Sommerlust. Gesundbrunnen und Kleinbäder in Westfalen*, Bielefeld 1993, S. 196–198.

10 NLA WO 298 N Nr. 143, fol. 20v (an Dürre, 25. Mai 1879).

in diverse deutsche Kurbäder. Zu seinem Lebensinhalt wurde aber die Erforschung der Asseburg'schen Familiengeschichte. Er fasste sie in ein zunächst zweibändiges Urkundenbuch, das er 1876 und 1887 auf eigene Kosten veröffentlichte.¹¹ Wegen der ausgezeichneten Kenntnisse der mittelalterlichen Urkunden berief ihn die Abteilung Paderborn des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens 1880 zum Mitherausgeber des Westfälischen Urkundenbuchs für das Fürstbistum Paderborn und ernannte ihn 1886 zum Ehrenmitglied.¹² 1898 erlag er einem Schlaganfall, ohne weitere Bände des Familienurkundenbuchs herausgegeben zu haben. Graf Egbert von der Asseburg (1847–1909) gab 1905 einen dritten Band mit Regesten heraus.¹³ Er reichte bis zum Jahr 1500. Mehr als 1.000 weitere Urkundenabschriften und Regesten befinden sich im Nachlass, der aufgrund testamentarischer Verfügung auf der Hinnenburg lag.¹⁴ Alfred Bruns begann 1972 die Erschließung des Nachlasses und wertete ihn 1995 und 1999 für seine Studien zum Westfälischen Urkundenbuch aus.¹⁵

2. Das Œuvre

Zu Lebzeiten erschienen unter dem Namen Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg knapp 1.100 Seiten im Druck. Als Resultat von vier Jahrzehnten Forschung mag dies nicht unbedingt beeindruckend erscheinen. Die Bilanz verbessert sich aber, wenn die Regesten im Nachlass und die dort vorhandenen kürzeren oder längeren Manuskripte berücksichtigt werden. Das bedeutendste Manuskript war die mehrbändige Chronik der Hinnenburg, die in Familienbesitz gefragt war, deren Veröffentlichung aber nie anstand. Überraschend lässt sich Bocholtz-Asseburgs Publikationsliste ein Reisebericht über England hinzufügen, den er 1885 unter dem Pseudonym Bernard Ellis veröffentlichte.¹⁶ Zur Würdigung des Forschers und der Person Johannes Graf

11 Johannes Graf von der Bocholtz-Asseburg (Hrsg.), *Asseburger Urkundenbuch. Urkunden und Regesten zur Geschichte des Geschlechts Wolfenbüttel-Asseburg und seiner Besitzungen*, Teil 1: Bis zum Jahre 1300, Hannover 1876; Teil 2: Bis zum Jahre 1400, Hannover 1887 (im Folgenden zitiert: AUB 1 und AUB 2).

12 WZ 45 (1887) II, S. 191.

13 Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg†/Graf Egbert von der Asseburg (Hrsg.), *Asseburger Urkundenbuch. Urkunden und Regesten zur Geschichte des Geschlechts Wolfenbüttel-Asseburg und seiner Besitzungen*, Teil 3: Bis zum Jahre 1500, Hannover 1905 (= AUB 3).

14 Zum Archiv Hinnenburg Wolfgang Bockhorst (Bearb.), *Adelsarchive in Westfalen. Die Bestände der Mitgliedsarchive der Vereinigten Westfälischen Adelsarchive e.V. Kurzübersicht*, Münster 1998, S. 156–160.

15 Alfred Bruns, *Das Westfälische Urkundenbuch*, Teil 2: 1851–1880, in: WZ 145 (1995), S. 331–377; Teil 3: 1880–1885, in: WZ 149 (1999), S. 361–421.

16 Bernard Ellis (=Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg), *Aus England. Aphoristische Skizzen über Land und Leute*, Hannover 1885 (als Manuskript vorhanden in Hin.Q.III Nr. 182); ohne den Hinweis bei Finke, *Nekrolog* (wie Anm. 8), S. 194, wäre die Zuordnung nicht möglich.

von Bocholtz-Asseburg wird dieses Buch ebenso wie seine Aufsätze und auch seine nicht-veröffentlichten Manuskripte einbezogen. Der Schwerpunkt liegt aber auf den Arbeiten am Urkundenbuch.

2.1. Das Asseburgische Urkundenbuch

Warum Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg seinen Elan vor allem der Familiengeschichte widmete, hat er selbst im Vorwort des ersten Bands des Urkundenbuchs erläutert: „Im Gegensatz zu dem herrschenden Zeitgeist gewährt es einen ungewöhnlichen Genuss, Studien mit möglichster Gründlichkeit und Treue zu betreiben, dem geistigen Interesse derselben mehr oder weniger sich zu widmen und da, wo noch Auctorität existirt, diese zur Geltung zu bringen. Mit ächten Documenten und gleichzeitigen Urkunden, diesen vorzüglichsten und lautersten Quellen in der Hand, gewinnt dieselbe einen höheren Reiz“.¹⁷ Zweifellos genoss der Rentier in Godelheim die Quellenstudien; er ließ sich Zeit dafür. Doch wann genau begannen sie? Auf die Idee, sich dem Asseburger Zweig seiner Vorfahren zu widmen, brachten ihn wahrscheinlich mehrere Faktoren. Die Geschichte der verschiedenen Zweige der Familie Bocholtz wurden seit 1852 von Anton Fahne bearbeitet, auf der Hinnenburg stand man im Kontakt zu ihm.¹⁸ Der Graf konnte sich deshalb auf die Linie Asseburg konzentrieren, für die Karl Bege 1844 einen ersten Aufschlag geliefert hatte.¹⁹ In der benachbarten Familie von Oeynhausen bereitete Graf Julius (1843–1886) eine familiengeschichtliche Sammlung vor, deren vierteilige Publikation zwischen 1870 und 1887 erfolgte. 1870 erschien der erste Band mit Regesten und Urkunden.²⁰ Die Erbstreitigkeiten, die bis in die 1860er-Jahre die Familie Bocholtz-Asseburg belasteten, legten Recherchen im Familien- und in anderen Archiven nahe.²¹ Eine hierfür gestartete Recherche in den Akten des Reichskammergerichts, damals in Wetzlar, führte unmittelbar zu Urkunden, die in das Urkundenbuch eingespeist wurden.²² Sicher vermuten darf man ein allgemeines Interesse an Geschichte schon beim Ab-

17 AUB I, S. V.

18 Hin.Q.III Nr. 114. Ab 1856 erschienen Fahnens Veröffentlichungen zur Familie Bocholtz, die im Briefwechsel mit Giefers später heftig kritisiert wurden: Anton Fahne, Die Dynasten, Freiherren und Grafen von Bocholtz neben Genealogie derjenigen Familien, aus denen sie ihre Frauen genommen haben, 4 Bde. in 5 Abteilungen, Köln 1856–1863.

19 Karl Friedrich Bege, Geschichten einiger der berühmtesten Burgen und Familien des Herzogthums Braunschweig, Wolfenbüttel 1844. Ein durchschossenes Exemplar mit zahlreichen Anmerkungen aus der Hand Ehlers in NL WO VII Hs. Nr. 87. Zu Bege (1768–1849) vgl. Ferdinand Spehr, Art. Bege, Karl Friedrich, in: Allgemeine Deutsche Biographie (=ADB), Bd. 2, Leipzig 1875, S. 270.

20 Julius Graf von Oeynhausen, Geschichte des Geschlechts von Oeynhausen, 4 Bde., Paderborn 1870–1889; Bockhorst (Bearb.) (wie Anm. 14), S. 95.

21 Die Landes- und Universitätsbibliothek Münster (Sign. 2 K² 1419) besitzt eine Kompilation von 13 Schriften zu diesen Streitigkeiten.

22 Hin.Q.III Nr. 117; AUB III, S. 270 Nr. 2039.

solventen der Ritterakademie Bedburg, der sich während seines Aufenthalts dort 1848/49 bewusst für Österreich und gegen Preußen entschied. Einen weiteren Impuls könnte 1862/63 Julius Ficker gegeben haben, der in seiner Abhandlung über die Reichshofbeamten der Stauferzeit mit Gunzelin I. von Wolfenbüttel („Truchseß Gunzelin“) die einflussreichste Person der Familiengeschichte behandelte. Gunzelin faszinierte Bocholtz-Asseburg zeitlebens.²³

1864 wurde das Interesse an der Familiengeschichte endgültig manifest. Bocholtz-Asseburg trat in jenem Jahr der Abteilung Paderborn des Altertumsvereins und dem Historischen Verein für Niedersachsen bei.²⁴ Im November desselben Jahres begegnete Bocholtz-Asseburg dem Paderborner Verein offenbar noch mit mildem Spott. Die 1865 in Brakel und auf der Hinnenburg veranstaltete Jahresversammlung trug wahrscheinlich dazu bei, die Kontakte zum Paderborner Verein zu verbessern. Dessen Vereinsdirektor Wilhelm Engelbert Giefers (1817–1880) wurde über die Jahre sein wichtigster Ansprechpartner.²⁵ Das Brakeler Treffen war wahrscheinlich die einzige Vereinsveranstaltung, an der der Graf je teilnahm. 1865 nahm Bocholtz-Asseburg bereits Kontakte zu auswärtigen Wissenschaftlern auf. Mit Onno Klopp (1822–1903), dem antipreußischen Gegner „kleindeutscher Geschichtsbaumeister“, korrespondierte er z. B. 1865 schon während dessen Hannoveraner Zeit.²⁶ Höchste Priorität aber erhielten in jenen Jahren die Archivrecherchen. Bocholtz-Asseburg beschränkte sich nicht nur auf das familieneigene Archiv auf der Hinnenburg, sondern bereiste systematisch Archive in Münster, Wolfenbüttel, Braunschweig und anderswo auf der Suche nach „Asseburgica“. Über die 1864 eröffnete Eisenbahnlinie Altenbeken-Kreiensen, die an Godelheim vorbeiführte, ließen sich die Archivreisen leichter bewältigen.²⁷ Gerne nutzte er beim Umstieg vom „Bummelzug“ ab Godelheim in den „Schnellzug“ in Holzminden den Zwischenaufenthalt, um sich mit Dürre auszutauschen.²⁸ Nebenbei: Bocholtz-Asseburg liefert einen frühen Hinweis dafür, dass Verkehrsinfrastruktur und Archivbenutzung in einem engen Zusammenhang standen.

23 Julius Ficker, *Die Reichshofbeamten der staufischen Zeit*, Wien 1863; erwähnt in AUB I, S. VII.

24 Hin.Q.III Nr. 78 (Niedersachsen); Hin.Q.III Nr. 105 (Giefers, 20.11.1864); Bruns, *Urkundenbuch*, Teil 2 (wie Anm. 15), S. 360f. (Westfalen).

25 Konrad Mertens, *Wilhelm Engelbert Giefers, eine biographische Skizze*, in: *WZ* 39 (1881), S. 181–191.

26 Hin.Q.III Nr. 149; Onno Klopp, *Kleindeutsche Geschichtsbaumeister*, Freiburg 1863; vgl. hierzu Werner Freitag/Wilfried Reininghaus (Hrsg.), *Westfälische Geschichtsbaumeister. Landesgeschichtsforschung und Landesgeschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert*, Münster 2015, S. 11f.

27 So kündigte er Hermann Kotthoff in Paderborn 1886 an, dass er auf dem Weg zu ihm am 1. August um 12.43 Uhr in Godelheim den Zug besteige; Hin.Q.III Nr. 31.

28 NLA WO 298 N Nr. 143, fol. 18 (7.12.1878).

Bocholtz-Asseburg schrieb nicht nur selbst Urkunden ab, sondern ließ bereits im Druck erschienene Urkunden durch Mitarbeiter vor Ort kollationieren, d. h. den Druck am Original überprüfen. Den Wolfenbütteler Archivregistrator Wilhelm Heinrich Ehlers (1817–1888) beschäftigte er über lange Jahre, manchmal so sehr, dass dessen Vorgesetzte einschritten.²⁹ In einem der ersten Briefe an Ehlers hieß es beinahe autoritär: „Bis 1300 muß ich darauf beharren, alle Urkunden zu haben, wenn Asseburg oder Wolfenbüttel auch nur als Zeugen vorkommen.“³⁰ Die Regieanweisung an Ehlers zielte auf die Originale: „Unterlassen Sie Abschriften nach Drucken, Datenauflösung, Überschriften, Anfertigung von Verzeichnissen etc. etc. gänzlich und beschränken Sie sich auf Abschrift nach Orig(inalen), eventuelle Copialbücher ungedruckter Urkunden und Collationirung der in meiner Sammlung vorhandenen schlechten Abschriften“.³¹ Aus einer Rechnung aus dem Jahr 1876 über 271 Rtlr. für die zurückliegenden fünf Jahre ersehen wir, dass Ehlers Honorar für Datierungen, Abgleich der Siegel und Aufsicht über deren Anfertigung, Besorgung des wissenschaftlichen Apparats und Verzeichnungen bezog.³² Ehlers machte sich um das Asseburger Urkundenbuch verdient, weil er die Arbeit des Grafen wertschätzte. 1870 schrieb er: „Habe ich je eine Arbeit mit Lust und Liebe gethan, so ist es der Fall in Betreff meiner Betheiligung an Ihrem Urkundenbuch, gilt es doch ein Werk zu schaffen, wie es hinsichtlich der Reichhaltigkeit und des allgemeinen Interesses keine zweite Familie in ganz Deutschland aufzuweisen vermag“.³³ Bocholtz-Asseburg war regelrecht von Ehlers abhängig und enttäuscht, wenn dieser wie 1871 einmal keinen Nachschub lieferte: „Schicken Sie mir doch auch Otto IV.-Urkunden. Ich bin zu sehr außer Cours und muß diese jetzt haben ...“ Ehlers bekam diesen Brief nie zu lesen, denn Bocholtz-Asseburg schickte ihn gar nicht erst ab. Er wusste, was er am Wolfenbütteler Archivregistrator hatte, und erwähnte ihn im Vorwort des ersten Bandes ausdrücklich lobend. Im zweiten Band fehlt ein solches Lob nicht zufällig. Ehlers hielt Abschriften auf Geheiß seines Vorgesetzten mehrere Jahre zurück und stürzte Bocholtz-Asseburg damit in einige Verlegenheit. Selbst die Ehlers verehrten Zigarren halfen nicht weiter, weil dieser unabhängig vom Einspruch des Archivvorstands mit Urkundenabschriften überhäuft war und ihm zudem seine Augenschwäche zu schaffen machte. 1884 stellte er die Arbeiten für den Grafen ein.³⁴

29 Hin.Q.III Nr. 10, 16, 69, 112.

30 NLA WO VII A Hs. Nr. 88, fol. 3v.

31 Bocholtz-Asseburg an Ehlers (16.2.1872), NLA WO VII A Hs. Nr. 88, fol. 25.

32 Hin.Q.III Nr. 112.

33 Hin.Q.III Nr. 10; gleichlautend in NLA WO VIIA Hs. Nr. 88, fol. 8. Das Lob Ehlers in AUB I, S. XIV.

34 NLA WO VII A Hs. Nr. 88, fol. 56–83 (65 Zigarren); NLA WO 249 Nr. 369, Bocholtz-Asseburg an Zimmermann, 11.6.1885 (1884).

Erst 1882 hatte Ehlers Wolfenbütteler Abschriften zum 14. Jahrhundert geliefert und Bocholtz-Asseburg so die Schlussarbeiten am zweiten Band ermöglicht.³⁵

Auf Grund der eingehenden Abschriften und Regesten, den eigenen Archivbesuchen und deren Nachbereitung und begleitender Literaturdurchsicht wuchs in Godelheim die Menge der Urkunden mit „Asseburgica“ schnell an. Ergiebig waren nicht nur die Besuche in Wolfenbüttel und Hannover, sondern auch die Besuche der nahegelegenen Archive in Paderborn und Brakel. Die Erschließung des Pfarrarchivs in Brakel nahmen Giefers und andere „Altertumsforscher“ im Paderborner Land zum Anlass, um dem Grafen ein regelrechtes Diplom auszustellen. Sie bescheinigten ihm 1871, „eine große Anzahl von Originalurkunden gesehen“ zu haben, „welche Herr Graf Hans von Asseburg geordnet, geheftet und exzerziert hatte“. Er habe Anspruch auf den Dank aller Freunde der vaterländischen Geschichte“ und möge „rüstig und ruhig fortfahren“.³⁶

Vielleicht war das Pfarrarchiv Brakel ein Test für die ihm übertragene Erschließung der Urkundensammlung des Altertumsvereins, die er 1878 abschloss.³⁷ Zu diesem Zeitpunkt war schon der erste Teil des Urkundenbuchs erschienen, dessen Herstellung Mühen bereitete, die im 21. Jahrhundert kaum noch nachzuvollziehen sind. Ob Bocholtz-Asseburg selbst immer Abschriften mit Originalen abglich oder ob er vertrauenswürdige Personen wie Ehlers beauftragte, ist nicht immer zu klären. Nach mehrfacher Überarbeitung von Abschrift oder Regest kam es schließlich zu einer handgeschriebenen Vorlage, deren Druck dann die Druckerei Friedrich Culemann für die Hahn'sche Buchhandlung, ebenfalls in Hannover, besorgte. Die Wahl war auf jenes renommierte Unternehmen gefallen, das die Editionen der Monumenta Germaniae historica verlegte. 1874 machte Bocholtz-Asseburg genaue Vorgaben über die Gestaltung der Urkunden und Regesten: laufende Nummer; „Überschrift“; Quellenangabe, Text; Anmerkungen zu Siegeln und Druckorten.³⁸ Er hatte diese Anordnung in kritischer Auseinandersetzung mit den Regesten des Magdeburger Archivars Georg Adalbert von Mülverstedt entwickelt („Die Mülverstedt'sche Regesten-Manier behagt mir überhaupt nicht“).³⁹ Noch im gleichen Jahr begann der Druck; 1875 stockte er aber. Culemann (1811–1886) teilte Asseburg-Bochholtz mit, schon drei Setzer hätten versucht, seine Korrekturen zu lesen: „Keiner konnte ihre sonst so deutliche Handschrift lesen. Es wimmelt von Druckfehlern“. Postwendend

35 Erwähnt im Brief an Dürre, NLA WO 298 N Nr. 143, fol. 29.

36 Hin.Q.III Nr. 73 (17.11.1871). Eine erste Beschäftigung mit der Überlieferung aus Brakel ist für 1867 nachzuweisen; Bocholtz-Asseburg an Ehlers, 29.11.1867, NLA WO VII A Hs Nr. 88, fol. 3v.

37 Ralf Klötzer/Marcus Weidner (Bearb.), Das Archiv des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens Abteilung Paderborn e. V. Codices (Cod. 1–180). Akten I (1–184), Münster 2003, S. 514.

38 Die Anweisung in Hin.Q.III Nr. 73.

39 Bocholtz-Asseburg an Archivrat Schmidt (27.10.1868), NLA WO 36 Alt 170.

machte Bocholtz-Asseburg die Druckerei für die schlechten Korrekturbögen verantwortlich.⁴⁰ Culemann seufzte am Ende: „Mit Sehnsucht sehe ich dem Schlusse Ihres Urkundenbuches entgegen“. Im Mai 1876 war der Druck abgeschlossen. Der Versand des fertigen Bandes dürfte Bocholtz-Asseburg eine Genugtuung gewesen sein. Gespannt sah er den Reaktionen entgegen. Die freundliche Aufnahme in der Zeitschrift des Altertumsvereins durfte er erwarten, die Besprechung durch Georg Waitz (1813–1886) in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ nicht.⁴¹ Das Haupt der Monumenta rühmte sein Urkundenbuch: „In hohem Maße ist zu loben, daß bei den Urkunden überall das Original oder in Ermangelung eines solchen die je beste Überlieferung benutzt worden ist“. Zwar kritisierte Waitz das Fehlen eines Registers, das im zweiten Band nachgereicht wurde. Bocholtz-Asseburg (und seine Mitstreiter) fühlten sich durch Waitz' Lob geehrt. Eine weniger freundliche Rezension verfasste der Hannoveraner Bibliothekar Eduard Bodemann (1827–1906), von der der Vertraute Hermann Dürre aus Holzminden ihm berichtete. Bodemann hielt dem Grafen u. a. eine flüchtige Benutzung der gesichteten Urkundenbestände vor. Dürre musste Bocholtz-Asseburg regelrecht trösten. Eigentlich sei Bodemann „kein übler Mensch“, „aber der Dünkel des Besserwissens hat ihm hier einen Streich gespielt. Er müßte vor der Tüchtigkeit der Edition zu viel Achtung haben, dass er das gentlemanlike nicht verpaßt“.⁴² Bocholtz-Asseburg antwortete selbstkritisch: „Die meisten Fehler muß ich freilich als solche anerkennen [...] Jeder wird und muß sich Rectifikation gefallen lassen“. Er beanspruchte freilich mildernde Umstände: „Darf nicht der Autodidakt auch ein klein wenig Rücksicht in Anspruch nehmen? Meines Erachtens mehr wie mancher andere. Durch güthige Beurteilung war ich verwöhnt“.⁴³

Alle übrigen Adressaten des Bandes hatten ihm nämlich gratuliert und lobten die „Anlage“. Eduard Winkelmann (1838–1896), renommierter Stauferforscher und Professor in Heidelberg, dankte „für die wertvolle Gabe, die in der Sauberkeit und Eleganz der Forschung sich den Besten der Art würdig zur Seite stellen kann“.⁴⁴ Ähnlich urteilte der Hildesheimer Dombibliothekar Johann Michael Kratz (1807–1885), der am Huysburger Urkundenbuch mitgearbeitet hatte und das Lei-

40 Hin.Q.III Nr. 98; ebd. Nr. 49 zu Druckproben 1874.

41 Versand der Exemplare: Hin.Q.III Nr. 72; Koch, in: WZ 35 (1877), S. 193f.; Georg Waitz, Göttingische Gelehrte Anzeigen 43 (1876), S. 1345–1354, Zitat 1348; Nachdruck in WZ 36 (1878), S. 195–202.

42 Hin.Q.III Nr. 8. Wo diese Rezension erschien, ließ sich nicht ermitteln.

43 NLA WO 298 Nr. 143, fol. 16–17v (Bocholtz-Asseburg an Dürre, 21.12.1878).

44 Hin.Q.III Nr. 72, Winkelmann an Bocholtz-Asseburg (13.7.1886). Zu ihm vgl. Alfred Winkelmann, Winkelmann, Eduard, in: ADB 43 (1898), S. 435–442.

den daran kannte: „Fleiß und Ausdauer“ sicherten Bocholtz-Asseburg „einen Platz in der historisch-diplomatischen Literatur.“⁴⁵

Im Vorfeld hatte der Graf lange mit der Entscheidung gezögert, ob er volle Texte oder Regesten abdrucken sollte, und sich schließlich für die Zeit vor 1300 auf den Abdruck von Volltexten entschied.⁴⁶ Er ging allerdings einen Kompromiss ein. Falls die Asseburger häufig nur in den Zeugenlisten auftauchten, kürzte er den Text nur auf diesen Teil der Urkunde ab. Alle vorkommenden „Asseburger“ wurden kursiviert.

Aufsehen in der Fachwelt erregte die breite Streuung der aufgenommenen Urkunden. Dies hatte unmittelbar mit der Familiengeschichte im frühen 13. Jahrhundert zu tun. Julius Ficker hatte ihn auf Urkunden zum Truchseß Gunzelin in Italien aufmerksam gemacht, die Bocholtz-Asseburg 1875 zu einer Reise durch Italien veranlassten. Er nahm auf dem Weg nach Rom Kontakt zu Archiven und Bibliotheken in Florenz, Arezzo, Pisa, Siena und Lucca auf. Hinzu kamen Urkunden in Cambrai, Brüssel, Maastricht und Kopenhagen. Die Masse lag aber in den staatlichen Archiven in Wolfenbüttel (170 Urkunden) und in Hannover (59). Bocholtz-Asseburg spürte in allen Archivtypen Nachweise seiner Familie auf: in Stadtarchiven (z. B. Goslar und Brakel), in Adelsarchiven (z. B. Stolberg-Wernigerode, Brenken), in Kloster- und Kirchenarchiven (z. B. Loccum, Isernhagen, Dorstadt, Willebadessen) sowie in Privatarchiven (Kloster Lucklum im Besitz von Amtmann Griepenkerl, Braunschweig). Aus der Commerzbibliothek Hamburg wertete er die bis 1877 noch nicht edierte Braunschweigische Reimchronik aus. Insgesamt verteilten sich die nachgewiesenen Urkunden und sonstigen Zeugnisse auf 57 Archive und Bibliotheken. Als Leistung eines Einzelnen verdient das Asseburgsche Urkundenbuch allen Respekt, denn selbst wenn Bocholtz-Asseburg Kollatoren und weitere Helfer zur Verfügung standen, so musste er den Stoff organisieren, die Texte überprüfen und die vorkommenden Personen genealogisch verorten. Wenn im schmalen Vermerk unter dem Kopfregeß „nach dem Original in ...“ vermerkt war, durfte man sicher sein, dass er oder ein von ihm beauftragter zuverlässiger Beauftragter selbst die Urkunde kritisch gelesen hatten. Vor allem die Beschreibung der Siegel und ihres jeweiligen Erhaltungszustands lagen ihm am Herzen. Während der Arbeit am Urkundenbuch erwarb Bocholtz-Asseburg sphragistische Spezialkenntnisse, die sich im Anhang zu den Siegeln des Hauses Wolfenbüttel-Asseburg zeigten. Dies war Teil einer Auswertung, die sich auch in der knappen Familiengeschichte im Vorwort sowie in den Stammbäumen des Anhangs niederschlug.

45 Hin.Q.III Nr. 95.

46 Vgl. dazu schon den Brief an Ehlers am 29.11.1867, NLA WO VII A Hs. Nr. 88, fol. 3v.

Der zweite Band, der 1887 erschien und die Urkunden bis 1400 enthielt, unterschied sich in der Methodik kaum vom ersten. Häufiger verwendet Bochoholtz-Asseburg jetzt Regesten. Die Fertigstellung verzögerte sich nicht nur, weil Ehlers nicht lieferte. Vielmehr fand der Graf immer wieder neue Urkunden. Im September 1878 teilte er Dürre mit: „In Hannover und Münster habe ich kürzlich wochenlang in den dortigen Staatsarchiven gearbeitet, bin aber zu dem Resultate gelangt, daß meine Nachforschungen noch lange nicht als beendet [...] anzusehen sind“. „Manches Schöne und Neue“ waren der Ertrag eines vierzehntägigen Archivbesuchs in Münster im Frühjahr 1879.⁴⁷ Zu diesem Zeitpunkt war der zweite Band noch bis 1500 konzipiert. Erst als das Material immer mehr anwuchs, wurde die Grenze bei 1400 gezogen. Die Mühsal des Schreibens und Überprüfens beklagte er gegenüber Dürre, so am 28. März 1885: „Bin immer noch am Redigiren, auch noch lange nicht fertig“. Er stellte Rückfragen zu einzelnen Urkunden: „Das alles sind redactionelle Schwierigkeiten, welche die Druckfertigmachung des II. Bandes noch immer hintanhaltan“ (9. April 1885). Endlich ging es 1886 voran. Im Februar waren 27 Druckbögen überprüft, aber noch nicht einmal das Jahr 1350.⁴⁸

Beim Korrekturlesen half ihm bis Mitte 1885 Wilhelm Diekamp, danach Gymnasialdirektor Gustav Schmidt (1829–1892) aus Halberstadt.⁴⁹ Fachlich unterstützte ihn auch Hermann Dürre (1819–1893), Direktor am Gymnasium in Holzminden, später Schulrat in Wolfenbüttel und Braunschweig.⁵⁰ Bei der Beschreibung der 53 abgebildeten Siegel half der Rostocker Gymnasialdirektor Krause. Dem Grafen graute vor dem – schließlich von keinem Geringeren als Waitz angemahnten – Index: „Und – das Register!! Mein Schrecken in höchstem Maße!“⁵¹ Für die Schlussarbeiten kam Bochoholtz-Asseburg deshalb auf die Hilfe des Studenten Joseph Papenhoff aus Münster zurück.⁵² Im zweiten Band verschoben sich hinsichtlich der Lagerorte behandelten Urkunden die Gewichte. Das Stadtarchiv Brakel und das Archiv auf der Hinnenburg sowie das Staatsarchiv Münster lieferten jetzt ebenso wie das Asseburger Familienarchiv auf Burg Falkenstein bei Quedlinburg mehr Material. Insgesamt wuchs das Urkundenbuch auf 942 Urkunden für die Zeit bis 1400 an.

47 NLA WO 298 N Nr. 143, fol. 13f. (1878), 20 (1879).

48 NLA WO 298 N Nr. 143, fol. 22, 35, 39, 40–41.

49 AUB II, Vorwort; Hin.Q.III Nr. 38; zu Schmidt: Eduard Jacobs, Art. Schmidt, Gustav, in: Allgemeine Deutsche Biographie 54 (1908), S. 100–102; zu Diekamp vgl. Bernd Müter, Wilhelm Diekamp (1854–1885). Zum Verhältnis von Katholizismus und Historismus nach dem Kulturkampf, in: WZ 124/125 (1974/75), S. 179–205.

50 Hin.Q.III Nr. 8, 74, 111; NLA WO 298 N Nr. 143; Paul Zimmermann, Art. Dürre, Hermann, in: Allgemeine Deutsche Biographie 48 (1904), S. 212 f.

51 NLA WO 298 N Nr. 143, 40–41.

52 Hin.Q.III Nr. 34 (im Vorwort nicht erwähnt).

Bei der Drucklegung des zweiten Bandes hatte Bocholtz-Asseburg die Frage gestellt, ob „es ihm vergönnt sein“ werde, „noch einen dritten Theil bis zum Jahre 1500 ... folgen zu lassen“. Nein, es war ihm nicht vergönnt. Zwar hatte er bei seinem Tod über 1.100 Urkundenabschriften und Regesten sowie die Siegelbeschreibungen abgeschlossen, doch die Drucklegung des 536 Seiten starken Bandes zog sich hin und bedurfte des tatkräftigen Einsatzes seines entfernten Verwandten Graf Egbert von der Asseburg (1847–1909) und des Braunschweiger Stadtarchivars Ludwig Hänselmann (1834–1904). Hänselmann, ein enger Freund von Bocholtz-Asseburg, arbeitete bis drei Tage vor seinem Tode am 22. März 1904 am Urkundenbuch. „Mit größter Sorgfalt und Sachkenntnis prüfte“ er „jeden Text nochmals, tilgte dadurch manchen Fehler und unterzog sich dann erst der mühevollen Arbeit, die Correcturbogen zu lesen“.⁵³ Für das Register wurde der Kasseler Germanist Hans Legband engagiert. Die fachliche Qualität dieses Bandes kann man noch heute gut ermessen. Urkundenbücher, die das ganze 15. Jahrhundert abdecken, sind Mangelware. Fondsurkundenbücher sind für diese Zeit die Regel, sie beschränken sich aber auf einen vergleichsweise begrenzten Raum.⁵⁴ Bocholtz-Asseburg war es gelungen, erfolgreich nach Spuren seiner Familien in Urkunden zwischen Westfalen und dem Ostseeraum zu suchen. Mit der zeitlichen Obergrenze 1500 gab er sich nicht zufrieden. Die weiteren Bände mit Urkundenabschriften und Regesten nach 1500, die Alfred Bruns aus seinem Nachlass zusammenstellte, reichen bis in das frühe 19. Jahrhundert.⁵⁵ Sie in eine vorzeigbare Ordnung zu bringen, sah sich nach Bocholtz-Asseburg' Tod niemand im Stand.

2.2. Das Westfälische Urkundenbuch, Band 4

In der dritten Lieferung zum vierten Band des Westfälischen Urkundenbuchs zum Fürstbistum Paderborn, den Heinrich Finke 1894 vorlegte, erscheint der Name Bocholtz-Asseburg nicht auf dem Titelblatt.⁵⁶ Sein Anteil am Zustandekommen dieses Bandes kann aber gar nicht hoch genug veranschlagt werden. 1878 steckte dieses Paradeprojekt des Altertumsvereins in einer Krise. Die Herausgabe der Urkunden bis 1250 hatte der Leiter des Münsteraner Staatsarchivs Roger Wilmans (1812–1881)

53 AUB III, Vorwort; zu Hänselmann Hin.Q.III Nr. 2, 51, 89. https://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_H%C3%A4nselmann [Stand: 26.07.2019].

54 Peter Johaneck, Territoriale Urkundenbücher und spätmittelalterliche Urkundenforschung, in: Winfried Irrgang/Norbert Kersken (Hrsg.), Stand, Aufgaben und Perspektiven territorialer Urkundenbücher im östlichen Mitteleuropa, Marburg 1998, S. 5–22.

55 Hin. S 26 bis 37.

56 Zu Finke vgl. Braubach (wie Anm. 3); Bernd Mütter, Die Geschichtswissenschaft in Münster zwischen Aufklärung und Historismus unter besonderer Berücksichtigung der historischen Disziplin an der münsterischen Hochschule, Münster 1980, S. 246–283.

übernommen, ein Ranke-Schüler und angesehener Mitarbeiter der Monumenta. Der Vorsitzende der Paderborner Abteilung, Giefers, feuerte dennoch Breitseiten gegen die von Wilmans eingereichten ersten beiden Lieferungen. Er wies viele Fehler in der Edition nach und bemängelte zu Recht, dass Wilmans sich ausschließlich auf solche Urkunden beschränkt habe, die in Münster lagen. Die erfolgreiche Suche von Bocholtz-Asseburg in vielen deutschen Archiven war Wasser auf Giefers Mühlen gewesen, denn ein solcher Radius musste auch für die Paderborner Urkunden gelten. Die Angelegenheit schien verfahren, zumal ein konfessioneller Nebenaspekt sie überlagerte. Wilmans und Giefers standen im nachwirkenden Kulturkampf auf unterschiedlichen Seiten.⁵⁷ Wilmans löste das Problem, indem er die Bearbeitung des Paderborner Bandes abgab. Die Abteilung Paderborn konnte selbst zwei kompetente Mitarbeiter benennen. Neben Giefers wurde 1879 Bocholtz-Asseburg beauftragt, die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zu bearbeiten. Giefers starb schon im Jahr darauf. Bei der Suche nach einem Nachfolger wurde Bocholtz-Asseburg dank der Mithilfe von Franz Hülskamp in Münster fündig.⁵⁸ Der kannte den jungen Lehrer Wilhelm Diekamp, der 1881 als Mitarbeiter eingestellt wurde. In der Zwischenzeit war Bocholtz-Asseburg nach Giefers' Tod nicht untätig geblieben und hatte u. a. in Arolsen Waldecker Urkunden für den Paderborner Band inspiziert.⁵⁹ Mit Diekamps Einstellung fühlte sich der Graf von der Arbeit am Westfälischen Urkundenbuch entlastet und konnte sich seinem eigenen Urkundenbuch widmen, wie er Ehlers 1881 schrieb.⁶⁰ Zwischen dem kinderlosen, 20 Jahre älteren Bocholtz-Asseburg und Diekamp bahnte sich eine Art Vater-Sohn-Beziehung an. Von Godelheim begleitete er per Korrespondenz die Unternehmungen Diekamps bis nach Rom. Als Diekamp dort Weihnachten 1885 an Typhus starb, war Bocholtz-Asseburg tief getroffen. Wiederum gemeinsam mit Hülskamp fand er in Heinrich Finke rasch einen Nachfolger, mit dem es ihm gemeinsam gelang, das Urkundenbuch fertigzustellen.⁶¹ Liebevoll charakterisierte Finke Bocholtz-Asseburg im Nachruf auf ihn nicht nur von der fachlichen Seite: „Wie Diekamp so habe auch ich dem liebens-

57 Wilfried Reininghaus, Friedrich Philippi. Historiker und Archivar in wilhelminischer Zeit – eine Biographie, Münster 2014, S. 52 f.

58 Hülskamp war einflussreicher Organisator katholischer Geschichtswissenschaft nicht nur in Westfalen, sondern in ganz Deutschland; vgl. Georg Schreiber, Westfälische Wissenschaft, Politik, Publizistik im 19. Jahrhundert. Franz Hülskamp (1833–1911) und sein Kreis, in: Westfälische Forschungen 8 (1955), S. 74–94.

59 NLA WO 298 N Nr. 143, fol. 28.

60 NLA WO VII A Hs Nr. 88, fol. 73v.

61 Heinrich Finke (Bearb.), Westfälisches Urkunden-Buch. Vierter Band: Die Urkunden des Bisthums Paderborn vom J. 1201–1300. Dritte Abtheilung: Die Urkunden der Jahre 1251–1300, Münster 1894.

würdigen, angeregten und anregenden Edelmannen manche genußreiche Unterhaltungsstunde zu danken“.⁶²

2.3. Die Ortsgeschichte des Corveyer Landes

Neben dem Urkundenbuch verfolgte Bocholtz-Asseburg mindestens seit 1877 ein weiteres Thema: die Geschichte der Ortschaften im „Corveyer Land“, dem Gebiet der ehemaligen Fürstabtei. Er selbst wohnte ja in einer dieser Ortschaften, in Godelheim. Den Beginn der Recherchen können wir deshalb genau datieren, weil die Überlieferung zu Corvey 1877 im Benutzungsantrag für das Geheime Staatsarchiv in Berlin genannt wird.⁶³ Ein Jahr später lieh Bocholtz-Asseburg an Dürre ein Manuskript über Corveyer Vasallen und Lehngüter aus.⁶⁴ Einen weiteren Schub gab 1890 das Wiederauffinden des Archivs von Kloster Brenkhausen in der Corveyer Kammer. Nun forcierte Bocholtz-Asseburg die Arbeiten. 1890/91 ließ er große Aktenmengen Corveyer Provenienz aus Münster an das Landratsamt Höxter versenden, um sie dort zu nutzen.⁶⁵ Die Bestände aus der Kammerregistratur in Corvey, die erst später an das Staatsarchiv Münster abgegeben wurden, wurden ihm nach Godelheim gebracht. Bis 1896 stellte Bocholtz-Asseburg einen 436 Seiten langen Text zusammen, der in der Zeitschrift des Altertumsvereins gedruckt wurde.⁶⁶ Die Heuristik übernahm er von den Arbeiten am Urkundenbuch. Er benutzte Archive und Bibliotheken aller Typen, fuhr in die Staatsarchive nach Marburg und Hannover, sichtete Pfarr- und Privatarchive sowie das ehemalige Kannesche Archiv, damals im Adelsarchiv Wolff-Metternich in Wehrden. Während die Auswertung des Urkundenbuchs zu einer Familiengeschichte in den Anfängen stecken blieb, schrieb er zum Corveyer Land 18 Ortsgeschichten, die jeweils den Bogen vom Mittelalter in das 19. Jahrhundert spannten. Innovativ waren die Passagen zur frühen Neuzeit, denn Bocholtz-Asseburg zog Schatzungslisten, Lehnregister, Kirchenbücher und Prozessakten als Quellen heran. Er ließ seinen kunstgeschichtlichen Ambitionen bei der Beschreibung des Kirchenschatzes freien Lauf, setzte sich am Beispiel Ottbergens mit den Falkeschen Fälschungen auseinander und verwies auf die kulturgeschichtliche Bedeutung von Hausbüchern. Die Geschichte der Witwe Agatha von der Asseburg im späten 17. Jahrhundert vermittelte eine Vorstellung von konfessionellen Auseinandersetzungen jener Zeit. Ein solches Forschungsvorhaben – Dorf-

62 Finke, Nekrolog (wie Anm. 8), S. 132.

63 Hin.Q.III Nr. 50.

64 NLA 298 N Nr. 143, fol. 18.

65 Hin.Q.III Nr. 48.

66 Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg, Beiträge zur Geschichte der Ortschaften und Sitze des Corveyer Landes, in: WZ 54 (1896) II, S. 1–436.

geschichten nebeneinander zu stellen und damit Vergleiche zuzulassen – hatte in Westfalen bis zu diesem Zeitpunkt noch niemand realisiert. Auf den ersten Blick kann man sie als positivistische Faktenhuberei abtun, bei näherer Betrachtung war sie wegen der sozialgeschichtlichen Ansätze modern. Marketing für seine Arbeit betrieb Bocholtz-Asseburg auch noch. Denn er ließ Sonderdrucke anfertigen und versandte sie an die Pfarrer aller behandelten Ortschaften.⁶⁷ Als Nebenprodukt der Corvey-Arbeiten war bereits 1891 eine kleine Edition über die Inbesitznahme Corveys durch Christoph Bernhard von Galen erschienen.⁶⁸

2.4. Das pseudonym erschienene englische Reisebuch⁶⁹

Warum erschien das Reisebuch unter einem Pseudonym? Die Familie konnte bei Durchsicht des schriftlichen Nachlasses das Manuskript nicht recht einordnen und betitelte es „Notizen zur englischen Geschichte“. Sie wusste offenbar nichts Genaueres. Jeglicher weitere Hinweis im Nachlass auf dieses Buch fehlt. Ohne den Hinweis im Nekrolog von Mertens wäre wahrscheinlich die wahre Autorenschaft nicht mehr bekannt.⁷⁰ Bocholtz-Asseburg reiste offenbar 1882 nach England.⁷¹ Die ersten drei Kapitel sind Beschreibungen von London, Südengland und des Landlebens. Die folgenden drei Kapitel beschreiben das politische System Englands – und loben es. Indirekt sind sie eine deutliche Kritik deutscher Verhältnisse: „Wie jämmerlich und kleinlich sind hingegen die neueren Verfassungen, die Constitutionen des Continents [...]“ Einbezogen wird – wiederum indirekt – der eigene Stand: Englands Aristokratie sei der „solideste Vorzeiger vor der anderer Länder durch ihren reellen Reichthum, mehr aber noch durch den hervorragenden Einfluß und Antheil an der Gesetzgebung“. „Ellis“ sah eine Wechselwirkung zwischen einer solchen Verfassung und der wirtschaftlichen Weltgeltung des Vereinigten Königreichs. Angesichts der kritischen Untertöne wird das Pseudonym verständlich. Es wirft aber auch Fragen nach dem politischen Standort des Autors auf. Bocholtz-Asseburg war Mitglied der Görres-Gesellschaft und Autor der „Historisch-politischen Blätter“. Seine dezidierte Entscheidung für Österreich und gegen kleindeutsche Lösungen, seine Zugehörigkeit zur katholischen Intelligenz im Kaiserreich sind nur schwer zu

67 Hin.Q.III Nr. 77.

68 Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg, Einzug des Bischof Christoph Bernhard von Galen in das Stift Corvey am 10. Oktober 1682, in: WZ 49 (1891) II, S. 169–182.

69 Ellis (wie Anm. 16); Zitate daraus unten S. 89, 116.

70 Mertens (wie Anm. 8).

71 Beiläufig ist eine Reise nach England in einem Brief Diekamps am 11. August 1882 erwähnt; Bruns, Urkundenbuch, Teil 3 (wie Anm. 15), S. 392. Da im Buch noch englische Statistiken von 1883 erwähnt werden, muss das Manuskript 1884 abgefasst worden sein.

vereinbaren mit der Schilderung der englischen Verhältnisse durch „Ellis“. Wie und was er wirklich dachte, ist nicht mehr zu erschließen.

2.5. Die „Chronik der Hinnenburg“ und andere Arbeiten

Giefers hatte 1853 eine kleine Geschichte der Hinnenburg veröffentlicht, die ihn selbst nicht richtig zufriedenstellte.⁷² Als er mit Bocholtz-Asseburg in engeren Kontakt trat, drängte er ihn schon wegen des Zugriffs auf das reiche Hinnenburger Archiv, dieses Sujet ausführlicher zu behandeln.⁷³ Bocholtz-Asseburg hinterließ tatsächlich eine ausführliche Chronik der Hinnenburg, die aber nur zur Benutzung in der Familie bestimmt war.⁷⁴ Darüber hinaus interessierten ihn weitere Teilaspekte der erweiterten Familiengeschichte, ohne dass daraus etwas Gedrucktes entstand. Z. B. sammelte er zur Neuenheerser Äbtissin Odilie von Fürstenberg Material.⁷⁵ Überhaupt fand er die Geschichte der Fürstenberger spannend, weshalb er sich die Tagebücher von Caspar von Fürstenberg aus Herdringen auslieh.⁷⁶ Familiären Hintergrund hatte auch das hinterlassene Manuskript zur Aufhebung des Paderborner Domkapitels 1803, das etwa 1870 entstand.⁷⁷

Der Nachruf des Vereins „Herold“ erwähnte 1898 Vorarbeiten zu einem Urkundenbuch der Familie von Wendt. Über 1.000 Urkundenabschriften des 12. bis 16. Jahrhunderts lägen vor. Sie seien druckfertig und sollten nach Abschluss des Asseburger Urkundenbuchs veröffentlicht werden.⁷⁸ Eine Bestätigung findet diese Information durch zwei isolierte Hinweise: In einem Brief erinnerte Dr. A. Schacht aus Lemgo 1890 daran, dass sie beide „vor einigen Jahren“ das Lemgoer Archiv auf Urkunden der von Wendt durchgesehen hätten. 1883 kollationierte Bocholtz-Asseburg Wendt'sche Urkunden, die für ihn aus Marburg nach Münster gesandt worden waren.⁷⁹

Zwei kleinere Aufsätze in der „Zeitschrift für christliche Kunst“ über Anton Eisenhut und ein Lektionar in der St. Nikolaikirche zu Höxter verrieten kunstgeschichtliche Neigungen, die möglicherweise in der Familiengeschichte wurzelten. Denn der Graf befasste sich mit Exponaten, die Bezug zu den Asseburger hatten: Bilder der Vorfahren hingen auf der Hinnenburg; ein Ampfurther Epitaph und ein Domfenster

72 Wilhelm Engelbert Giefers, Eine kurze Geschichte der Hinnenburg, in: WZ 14 (1853), S. 355–365.

73 Hin.Q.III Nr. 179.

74 Hin.Q.III Nr. 167–169.

75 Hin.Q.III Nr. 120.

76 Hin.Q.III Nr. 2, 53, 80.

77 Hin.Q.III Nr. 175.

78 Der Nachruf ist zu finden in Hin.Q.III Nr. 83.

79 Hin.Q.III Nr. 2; vgl. Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Abt. Westfalen (LAV NRW W) Dienstregistra-
tur 445, fol. 56.

in Halberstadt waren Asseburgische Stiftungen. Bocholtz-Asseburg ließ sich aber selbst vom Herausgeber Alexander Schnütgen (1843–1918) nicht zu weiteren Beiträgen in der „Zeitschrift für christliche Kunst“ überreden.⁸⁰

3. Die wissenschaftliche Korrespondenz

Bevor wir auf ausgewählte Beispiele aus der wissenschaftlichen Korrespondenz eingehen, muss die Frage nach ihrer Vollständigkeit aufgeworfen werden. Das Fehlen von ergänzenden Hinweisen zum England-Buch und zum Urkundenbuch Wendt belegen, dass der Nachlass bei den eingegangenen Briefen große Lücken aufweist und die Korrespondenzen nur unvollständig auf uns gekommen sind. Bei mehreren Tausend Urkunden, von denen Abschriften und Regesten zu beschaffen waren, erscheint das Vorhandene nur als kleiner Teil einer unbekanntes Gesamtmenge. Bocholtz-Asseburg selbst ist unterrepräsentiert. Er verwahrte zwar die eingehenden Briefe, nur selten aber seine Antwortschreiben. Wenn überhaupt blieben nur Entwürfe zu den Antworten erhalten, die er mit Bleistift verfasste. Seine Kommentare und Einschätzungen erschließen sich uns also in der Regel nicht. Dies erhöht den Wert der angesprochenen Wolfenbütteler Überlieferung zu ihm.

3.1. Korrespondenz zum Asseburger Urkundenbuch

Die Korrespondenz zum Asseburger Urkundenbuch deckte mehrere Arbeitsphasen ab: Eingangs mussten Aufträge zur Suche nach Asseburger Urkunden vergeben werden, bevor die Genehmigung zu deren Benutzung erteilt wurde. Dann begannen Bocholtz-Asseburg selbst oder durch ihn beauftragte Dritte mit der Abschrift. War eine Urkunde abgeschrieben oder ein Regest erstellt, konnten Folgeuntersuchungen einsetzen. Bocholtz-Asseburg tauschte sich nämlich gerne über paläographische, sphragistische oder prosopographische Fragen aus und konsultierte hierzu Experten in Deutschland, Österreich und Italien.

Aus der Eingangsphase der Arbeiten bald nach 1864 liegen nur wenige Beispiele vor. In Detmold verwies 1865 Landesarchivar August Falkmann (1817–1890) auf das Kopiar des Klosters Falkenhagen, in dem 1289 ein Asseburg vorkam; er ließ gegen Rechnung eine Abschrift erstellen.⁸¹ Wir wissen, dass die Erteilung der Benutzungsgenehmigung im Staatsarchiv Wolfenbüttel 1866 ein bürokratischer Akt war.⁸² Es musste nämlich erst geklärt, ob nicht die Benutzung gegen die Interes-

⁸⁰ Mertens (wie Anm. 8), S. 194; Hin. S 33; Hin.Q.III Nr. 2. Das kunstgeschichtliche Interesse wird deutlich in der brieflichen Werbung für die Ausstellung in Münster 1879 gegenüber Dürre, NLA WO 298 N Nr. 143, fol. 20v.

⁸¹ Hin.Q.III Nr. 54 zu AUB I, S. 289 Nr. 448.

⁸² Hin.Q.III Nr. 69. Die Gegenüberlieferung liegt in NLA WO 36 Alt 170.

sen des braunschweigischen Staates verstoße, das mit dem Haus Asseburg einen älteren Rechtsstreit austrug. Erst als das ausschließlich historische Interesse feststand, durfte Bocholtz-Asseburg Urkunden einsehen. Leichter hatte er es bei den Besitzern von Adelsarchiven, die ihm ihre Funde immer wieder mitteilten, ihn aber auch bedauerten. So freute sich Adolf Wilderich Graf zu Waldersdorff (1835–1919) 1875, „daß Du Dich eifrig mit historischen Studien fortwährend beschäftigst und ich wünsche Dir alles Glück zu diesem Unternehmen.“ Zugleich warnte er: „Die Herausgabe eines Urkundenbuches ist eine ebenso verdrießliche als schwierige und zeitraubende-trockene Aufgabe und es gehört viel Ausdauer dazu, um die Sache zu bewältigen“.⁸³

Waren Archivalien mit Asseburg-Bezug ermittelt, stellte sich die Frage, ob sie ihm ausgeliehen werden konnten. Im Paderborner Land sprach der Graf mit Adligen, Pfarrern und dem Altertumsverein einen Versand nach Godelheim ab. Der Archivar des Altertumsvereins Bernhard Stolte (1848–1927) sandte paketeweise Urkunden dorthin.⁸⁴ Bürgermeister Frankenberg lieh 1876 Bocholtz-Asseburg eine Urkunde des städtischen Armenhauses von 1442 aus. Der Graf schrieb die Urkunde ab und rettete sie so der Nachwelt, denn die Urkunde ging im Zweiten Weltkrieg verloren.⁸⁵ Pfarrer Richter aus Neuenheerse stand dieser Form der Benutzung skeptisch gegenüber. Gegenüber Giefers, der die Bitte an den Grafen weiterleitete, äußerte er den Wunsch, das Kopiar von Neuenheerse solle an ihn zurückgehen. Den Ausleihwunsch habe er nämlich dem Grafen nicht gut abschlagen können, weil er das Kopiar habe neu einbinden lassen und „mit vielen Notizen bereichert hat“.⁸⁶

Die Ausleihwünsche in private Räume lehnten immer mehr Archive und Archivre ab. Der aus Paderborn stammende bayerische Reichsarchivar Franz von Löher (1818–1892) bezweifelte 1880, ob in Brakel oder Godelheim die Bedingungen für eine Ausleihe gegeben seien, und bat ihn, benötigte Urkunden aus Bayern in den Staatsarchiven in Münster oder Wolfenbüttel einzusehen. Löher hatte sich bereits 1873 geweigert, in seinen Beständen nach Urkunden Kaiser Friedrichs II. zu suchen – mit fadenscheinigen Gründen: „Ich würde im Interesse des altberühmten westfälischen Geschlechts mich gerne selbst der Mühe unterzogen haben, die Bände nach dieser Richtung zu durchforsten“, aber er sei sich der Namen nicht sicher gewesen.⁸⁷ Das Staatsarchiv Rudolstadt verwies von vornherein auf die Möglichkeit,

83 Hin.Q.III Nr. 1, Waldersdorff an Bocholtz-Asseburg, 12.3.1875.

84 Hin.Q.III Nr. 42.

85 Hin.Q.III Nr. 47 zu AUB III, S. 246 Nr. 1989.

86 Hin.Q.III Nr. 13. Kaum vorzustellen ist, dass Bocholtz-Asseburg tatsächlich seine Kommentare in das Original geschrieben hat.

87 Hin.Q.III Nr. 46.

Urkundenabschriften gegen Honorar anfertigen zu lassen, da der Versand nicht gestattet sei.⁸⁸ Aus Weimar erhielt Bocholtz-Asseburg zwischen 1871 und 1885 z. B. gegen Gebühr 44 Regesten, die er später selbst mit dem Original verglich.⁸⁹

Zu einigen seiner Korrespondenzpartnern in den Archiven entwickelte Bocholtz-Asseburg ein besonderes Vertrauensverhältnis. Z. B. vermittelte ihm Paul Zimmermann (1854–1933) von zwei Asseburger Urkunden der Jahre 1420 und 1462 seines Wolfenbütteler Archivs nicht nur die Texte, sondern ließ auch gleich Gipsabgüsse der Siegel anfertigen.⁹⁰ Eduard Jacobs in Wernigerode versprach, „mir vorkommende Asseburgensia“ sofort mitzuteilen.⁹¹ Oft humorvoll waren die Briefe, die der Braunschweiger Stadtarchivar Ludwig Hänselmann an Bocholtz-Asseburg schrieb.⁹² Hänselmann schrieb ihm nicht nur, wie genussvoll es sei, am Abend pfeiferauchend zu lesen und zu arbeiten, sondern teilte seine „Editorschmerzen“. Hänselmann, 1886 selbst Herausgeber des Braunschweiger „Schichtboks“, verstand die Skrupel des Grafen: „Auch mich durchzuckt es leise, wenn ich inne werden muß – und auch wie oft begiebt sich dies -, dass alle Wachsamkeit keine, auch das dümmste (sit venia verbo) Versehen nicht ausschließt. Aber schlief nicht unterweilen schon der alte Homer? Schleppen wir uns nicht hinfällig durchs Leben? Ermangeln wir nicht alles des Ruhms?“.

Vor allem für seine Italien-Pläne nahm Bocholtz-Asseburg die Hilfe wichtiger Gewährsleute in Anspruch. 1871 kontaktierte er Alfred von Reumont (1808–1887), den ehemaligen preußischen Geschäftsträger in Florenz, um seine Wünsche nach Rom zu vermitteln.⁹³ Carl Jaenig als Rektor des Campo Santo Teutonico wurde 1874 in die Suche nach einer Bulle von Papst Honorius III. von 1220 im Vatikan eingeschaltet.⁹⁴ Diese Bulle hat Bocholtz-Asseburg mehr als drei Jahrzehnte beschäftigt. Darin trug der Papst den Bischöfen in Naumburg, Merseburg und Halberstadt auf, die Zerstörung der Veste Asseburg bei entsprechendem Ausgang laufender Untersuchungen anzuhalten. Bereits 1738 hatte sich Hermann Werner von Asseburg in die Suche nach dieser Urkunde eingeschaltet. Der bekannte Geschichtsfälscher Falke behauptete damals, er habe sie in Händen gehalten. In jüngerer Zeit wurde sie für verunechtet gehalten. Die Suche nach der Bulle in Rom war zunächst vergeblich, wie das vatikanische Archiv mitteilte. In den ersten Band des Urkundenbuchs fand daher nur eine Abschrift von 1549 aus dem Kopiar des Stifts Gandersheim Eingang.

88 Hin.Q.III Nr. 65.

89 Hin.Q.III Nr. 67; Hin. S 34, p. 354, 355 (zur Korrektur der aus Weimar erhaltenen Abschriften).

90 Hin.Q.III Nr. 97 zu AUB III, S. 99f. Nr. 1662 und AUB III, S. 334f. Nr. 2167.

91 Hin.Q.III Nr. 28.

92 Hin.Q.III Nr. 51 (ebd. der zitierte Brief vom 15.8.1898), 89.

93 Hin.Q.III Nr. 1.

94 Hin.Q.III Nr. 1 zu AUB I, S. 73f. Nr. 104.

Welche Freude mag der Graf empfunden haben, als ihm Finke im Januar 1897 mitteilte, er habe die teilweise zerstörte Bulle im Vatikanischen Archiv gefunden.⁹⁵

Ein wichtiger Vermittler der in Italien befindlichen Archivalien war der bereits mehrfach erwähnte Julius Ficker (1826–1902).⁹⁶ Bocholtz-Asseburg nahm zur Jahreswende 1871/72 Kontakt zu ihm auf und erhielt postwendend Antwort. Der in Paderborn geborene und in Münster aufgewachsene Ficker erinnerte sich daran, die Gastfreundschaft auf der Hinnenburg in jungen Jahren genossen zu haben, und versprach zu helfen. Bocholtz-Asseburg bewahrte dieses eine Mal sein Konzept zur Antwort auf: „Meinen besten Dank für Ihren lieben ausführlichen Brief, denn daß ein vielbeschäftigter Gelehrter sogar Zeit einem unbekanntem Dilettanten und Autodidakten schenkt, der ja immer nur quält und selbständig nichts geben kann, das müssen Sie mir erlauben, daß ich es Ihnen hoch anrechne“.⁹⁷ In der Folgezeit entwickelte sich ein reger Briefwechsel zwischen beiden. Er kreiste um methodische Fragen wie den Quellenwert von Zeugenreihen,⁹⁸ um Quellenkritik und vor allem um Truchseß Gunzelin. Finke vermittelte ihm das Entrée zu weiteren Forschern, die zu Gunzelin Auskunft geben konnten. Otto Hartwig (1930–1903) in Marburg besorgte einen Auszug aus den „Gesta Florentinum“, in der zum Jahr 1222 ein „Gonzelinus legatus“ in der Schlacht am Castel del Bosco erwähnt wird.⁹⁹ Im Gegenzug half der Graf Ficker bei der Identifizierung von Personen und Orten im Weserraum.¹⁰⁰

Eduard Winkelmann war von Ficker empfohlen worden und auch mit ihm entspann sich ein reger Austausch. Mit Ficker traf sich nach 1877 Bocholtz-Asseburg regelmäßig persönlich. Seine Nichte, eine Gräfin Metternich, hatte in Südtirol das Schloß Rubein in Meran gekauft.

Auf dem Weg dorthin machte er regelmäßig in Innsbruck bei Ficker halt. Dieser schuf weitere Kontakte nach Wien, die sich zu einem Geschäft auf Gegenseitigkeit entwickelten. Als Bocholtz-Asseburg 1879 in den Libri Variorum in Paderborn die Abschrift einer Urkunde Kaiser Ottos I. aus dem Jahr 964 entdeckte, transportierte er das Archivale persönlich nach Wien, wo es im Institut für österreichische Geschichtsforschung weiter untersucht wurde. Spätestens bei dieser Gelegenheit

95 Hin.Q.III Nr. 13, Finke an Bocholtz-Asseburg, 9.1.1897.

96 Hin.Q.III Nr. 11. Der Briefwechsel mit Ficker ist bei J. Jung, Julius Ficker (1826–1902). Ein Beitrag zur deutschen Gelehrten-geschichte, Innsbruck 1907, S. 112 f. erwähnt. Zum Besuch Fickers auf der Hinnenburg ebd., S. 23.

97 Als „Quälgeist“ bezeichnete sich Bocholtz-Asseburg noch kurz vor seinem Tod am 21.10.1897 in einem Brief an Paul Zimmermann in Wolfenbüttel, NLA WO 36 Alt 170.

98 Zu Zeugenreihen als wichtigen Quellen vgl. jetzt Hiram Kümper, Materialwissenschaft Mediävistik. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften, Paderborn 2014, S. 118, 261, 292.

99 Hin.Q.III Nr. 1; AUB I, S. 79 Nr. 112.

100 NLA WO 298 N Nr. 143, fol. 25–26.

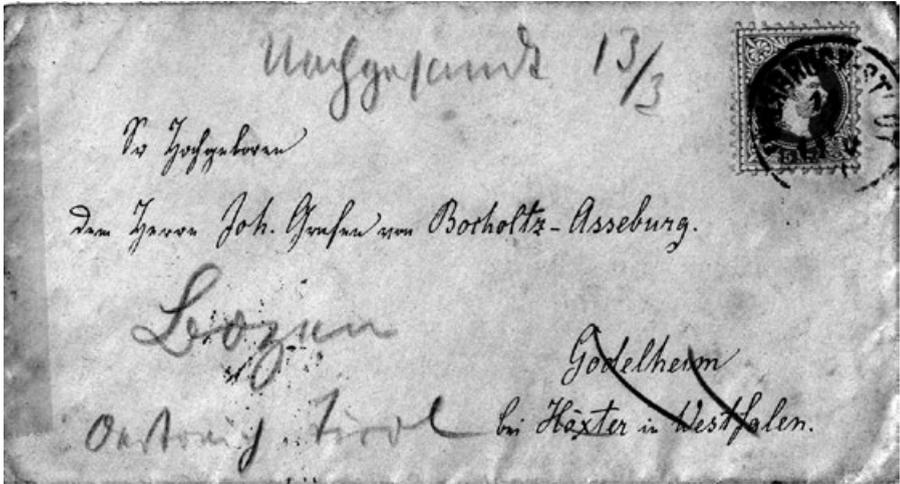


Abb. 3: Julius Ficker, Innsbruck, an Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg, 11. März 1880; Der Brief aus Innsbruck wurde über Godelheim (bei Höxter) dem Grafen nach Bozen nachgesandt. Über solche Nachsendungen lassen sich seine Kuraufenthalte ermitteln (Quelle: Hin.Q.III Nr. 11).

3.2. Giefers, Diekamp, Finke, das Staatsarchiv Münster – die Arbeiten zur westfälischen Landesgeschichte

Drei Korrespondenzpartner haben wegen der Menge ihrer Briefe im Nachlass von Johannes Graf von Bocholtz einen besonderen Platz gefunden. Der 18 Jahre ältere Giefers führte ihn seit 1862 in die Orts- und Landesgeschichte ein und ließ ihn an seinem Protest gegen das von Münster aus betriebene Westfälische Urkundenbuch teilhaben. Mit den rund 20 Jahre jüngeren Diekamp und Finke führte Bocholtz-Asseburg dieses Projekt weiter.

Die Briefe, die Giefers an Bocholtz-Asseburg schrieb, setzten 1864 ein.¹⁰⁴ Ging es zunächst um den Austausch geliehener Bücher, so begann Giefers 1865 damit, Urkunden aus einem Hardehausener Kopiar für den Grafen abzuschreiben. Am 11. März desselben Jahres übersandte er allein 40 Abschriften. Binnen eines Jahres waren die Korrespondenzpartner so miteinander vertraut, dass sie ihre jeweilige Augenschwäche besprachen und sich mit Tipps versorgten. Giefers riet: „Werfen Sie Ihren Kneifer weg [...] Waschen Sie sich die Augen 2–3 Mal im Tage

¹⁰¹ Hin.Q.III Nr. 68; Jung, Ficker (wie Anm. 96), S. 113.

¹⁰² Hin.Q.III Nr. 30.

¹⁰³ NLA WO WB VII A Hs 88, fol. 17, 23.

¹⁰⁴ Hin.Q.III Nr. 105 (ca. 120 Briefe). Hieraus wird im Folgenden zitiert.

mit Rommershausen'scher Augen-Essenz und [...] lassen Sie das viele Abschreiben sein und denken Sie nicht zu viel an Ihre Augen". Er empfahl, „einen armen Schlucker von Gymnasiasten kommen“ zu lassen, der fünf bis sechs Bögen am Tage abschreiben könne. Giefers berichtete unablässig über seine ortsgeschichtlichen Arbeiten, während Bocholtz-Asseburg ihn über seine Archivreisen und Funde auf dem Laufenden hielt. Die beiden korrespondierten auf Augenhöhe, obgleich sich Giefers am 2. November 1866 scherzhaft als „artigen Plebejer“ charakterisierte, der nicht gleichen Standes sei. Erstmals artikulierte Giefers am 26. November 1868 seinen Unmut über die in Münster sitzende Redaktion der Vereinszeitschrift, die dem Direktor der Paderborner Abteilung wenig Mitsprache ließ: „Soll ich Militär requiriren, wenn die Herren in Münster nicht thun, was ich will?“ Giefers drängte seinen Gesprächspartner nicht nur, seine Vorhaben beschleunigt fertigzustellen, sondern besprach mit ihm auch kühne Pläne. Als Julius Graf von Oeynhausen 1869 seine Geschlechter-Geschichte ankündigte, kam Giefers auf die Idee, daraus eine Schriftenreihe zu machen. Als „Urkunden und Regesten zur Geschichte adliger Geschlechter des Paderborner Landes“ sollten nacheinander Beiträge über die Asseburg, Brenken, Oeynhausen und anderer erscheinen.

Ab 1871 beschäftigte sich Giefers intensiver mit dem „Westfälischen Urkundenbuch“. Wilmans hatte den dritten Band zum Fürstbistum Münster abgeschlossen und wollte nunmehr mit seinem Adlatus Joseph Bernhard Nordhoff die Paderborner Urkunden bearbeiten. Giefers forderte Bocholtz-Asseburg auf, Urkundenfunde zum 13. Jahrhundert sofort an Wilmans weiterzuleiten: „Vermutlich kennt er sie nicht“ (31.12.1871). Wilmans genoss also schon damals in Paderborn keinen guten Ruf. Für das neue Jahr wünschte Giefers „wenigstens eine Milliarde wohlhalterner, die Asseburger betreffende Urkunden“ aus dem 11. und 12. Jahrhundert, aber auch, dass er endlich anfangen zu schreiben. Dies schien Verlobung und Hochzeit des Grafen 1872 zu verhindern. Giefers kommentierte am 6. Februar 1872 die Verlobungsanzeige: „brav gemacht ... Daß die alten Pergamente ½ Jahr ruhen werden, schadet nicht“. Und doch musste er nur sechs Wochen später erfahren, dass seine bevorstehende Ehe Bocholtz-Asseburg nicht an der Vorarbeit zum Urkundenbuch hindere. Er tadelte ihn deswegen, denn er stecke wieder „bis zum Scheitel in der Alterthümelei“. Man lese „gar nichts von Liebe, von Braut, vom Herzen“. Stattdessen erliege der Graf „Wolfenbütteler Schwärmereien“. Giefers hielt daran fest: Bocholtz-Asseburg dürfe das Eheleben nicht vernachlässigen.

Offenbar nahm sich der junge Bräutigam diese Mahnung zu Herzen. Denn er wurde ein Jahr in Wolfenbüttel nicht gesehen, wie sein Brief vom 4. April 1873 an Ehlers anzeigte. Erklärt wurde der Grund für ein Jahr des Schweigens und die Pause bei den Urkunden-Arbeiten, die nun aber beendet sei. „Es ist deshalb auch

die höchste Zeit, daß beides wieder in Gang kömmt und doch kann ich nicht umhin, Ihnen Aufklärung über mein Schweigen und Nichtstun zu geben: Ich habe geheirathet“.¹⁰⁵ Als der Graf 1874 den Diplomatischen Apparat der Universitätsbibliothek besuchen wollte, kommentierte Giefers: „Also nach Göttingen? Dieser famos zärtliche Ehegatte? Den ganzen Tag zwischen muffigen Urkunden gesessen, tenerae coniugis, und dann noch Reisen machen wollen, um Urkunden nachzuspüren? Kommt die alte Unruhe wieder?“ Bocholtz-Asseburg verübelte seinem Briefpartner solche Einlassungen zu seiner Ehe nicht. Vielmehr war er begierig, lokalgeschichtliche Neuigkeiten zu erfahren. Giefers lag ein Manuskript eines A. Q. Hüser über die Geschichte der Familie Fürstenberg vor, dessen Drucklegung durch Subskription gefördert werden solle. Kolportiert wurde, dass Hermann Hüffer eine Geschichte des Klosters Böödeken schreiben und hierzu das Kopiar benutzen müsse.¹⁰⁶ Das Jahr 1876 war ausgefüllt mit Korrekturarbeiten für den ersten Band des Asseburger Urkundenbuchs. Mit dem Brief vom 23. März 1879 setzte die Kritik Giefers' an der zweiten Lieferung von Wilmans' Paderborner Urkundenbuch ein.¹⁰⁷ In zwei langen Beiträgen in der Vereinszeitschrift kritisierte er Wilmans' Editionspraxis.¹⁰⁸ Binnen einer Woche organisierte Giefers ein Rundschreiben an Archivare und Historiker in ganz Deutschland, um „inedita Paderbornensia bis 1250“ nachzuweisen und kritische Kommentare zu Wilmans einzusammeln. Gleichzeitig saß er „an der Defensio Schatenii“, den er durch Wilmans ungerecht behandelt sah.¹⁰⁹ Giefers schlief nach eigener Aussage nur noch zwei bis drei Stunden pro Nacht. Die 40 Briefe der Jahre 1879/80 waren angefüllt mit dem Thema Urkundenbuch, denn Giefers und Bocholtz-Asseburg wurden von beiden Altertumsvereinen in Paderborn und Münster mit der Edition der Paderborner Urkunden von 1250 bis 1300 beauftragt, nachdem Wilmans diesen Auftrag zurückgegeben hatte. Ferner galt es, den Mangel von Erhard und Wilmans übersehener Urkunden bis 1250 zu beseitigen. Giefers hatte offenbar vorgearbeitet, denn er meinte im Brief vom 11. Oktober 1880, das Manuskript zum „Supplement“ dem Verlag Regensberg übergeben zu können.

Dies war der letzte Brief, den Bocholtz-Asseburg von Giefers erhielt. Am 26. November 1880 erlag Giefers einem Schlaganfall; sein Kontrahent Wilmans starb zwei Monate später. Es ist nur zu bedauerlich, dass die Stimme von Bocholtz-Asseburg fehlt. Seine Antwortschreiben sind nicht erhalten. Teilte er Giefers' Zorn? Zweifel

105 NLA WO VII A Hs 88, fol. 30.

106 Diese kolportierte Nachricht erscheint unglaubwürdig, weil der in Münster geborene Historiker Hermann Hüffer (1830–1905) in der Regel nicht zum Mittelalter forschte.

107 Bruns, Urkundenbuch, Teil 2 (wie Anm. 15), S. 351 ff.

108 Wilhelm Engelbert Giefers, Bemerkungen und Nachträge zum ‚Westfälischen Urkundenbuche‘, Teil 1 in: WZ 37 (1879) II, S. 166–211, Teil 2, in: ebd. 38 (1880) II, S. 102–302.

109 Bruns, Urkundenbuch, Teil 2 (wie Anm. 15), S. 341 f.; Reininghaus, Philippi (wie Anm. 57), S. 55.

Paederborn, 6. Febr. 72

Großg. Herrn Graf!

Wie dem Gott müßt' ich Ihnen nun
— Ihren Glückseligkeit zu. Glückseligkeit;
Ihre Sie aber auf alle in Ihre neue
marokkanische Verlobung = Heirat.
Ruh' Sie! barmherzigkeit! Ich habe
es Ihnen schon gewünscht. Wollen
Siegeln, inwiefern Glückseligkeit
zu Ihnen müßigen Verlobung!
Daß die alte Pergamenten 1/2 Jahr
müssen werden, jedoch müßt; Die
werden dieselben mit grünen
Rosa wieder aufnehmen in. Durch
mich, und nur nur müßt gelänge,
Die zum Verlobung in. Durchan lassen
zu

Abb. 4: Wilhelm Engelbert Giefers an Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg, Paederborn, 6. Februar 1872; Giefers gratuliert dem Grafen zur Verlobung und rät, die „alten Pergamente“ deswegen zur Seite zu legen (Quelle: Hin.Q.III Nr. 105).

kommen nicht nur wegen seines Schriftverkehrs mit dem Staatsarchiv auf, worauf noch einzugehen sein wird. Bocholtz-Asseburg erscheint eher als ein Mann des Ausgleichs, der wohl kein Öl ins Feuer goss. Vermutlich haben die beiden Vereinsdirektoren in Münster und Paderborn, Adolph Tibus und Giefers, über Bande gespielt und gegen Wilmans mobil gemacht. Dessen aktive Rolle im Kulturkampf gegen die westfälischen Katholiken wirkte offenbar noch nach. Der Hass, mit dem Tibus Wilmans verfolgte, reichte über den Tod hinaus. Denn als es darum ging, für Giefers einen Nachfolger zu bestellen, meinte Tibus zu Bocholtz-Asseburg, in Wilmans' Hinscheiden werde „kaum jemand einen Verlust für die Wissenschaft erblicken“.¹¹⁰

1880/81 begann in Bocholtz-Asseburgs' Engagement für die westfälische Landesgeschichte ein neuer Abschnitt. Es gelang, für alle ausstehenden Arbeiten am Paderborner Urkundenbuch einschließlich des Supplements mit dem jungen Lehrer Wilhelm Diekamp jemanden zu finden, der die Talente eines kritischen Diplomati-kers mit der Fähigkeit verband, Urkunden und Handschriften selbst an entlegenen Orten aufzuspüren. Vom 1. September 1881 an lief der Vertrag, den Diekamp mit dem Altertumsverein abschloss. Ihm wurde für 1.500 Mark Jahresgehalt „die Ergänzung bez. Fortsetzung des Westf. Urk.-Buches“ übertragen.¹¹¹ Er unterstand dem Vereinsdirektor der Abteilung Münster, doch sein wichtigster Ansprechpartner war Bocholtz-Asseburg. Diekamps Briefe enthielten laufende Arbeitsberichte über Berichtigungen an frühen Bänden des Westfälischen Urkundenbuchs sowie zu neu gefundenen Urkunden.¹¹² Diekamp und Bocholtz-Asseburg bildeten ein Team. Der Graf nahm auch lebhaften Anteil am akademischen Fortkommen Diekamps, der sich 1882 mit seiner Edition der Ludger-Viten in Münster habilitierte.¹¹³ Eine der zentralen von ihnen diskutierten Fachfragen betrafen Erhards Codex diplomaticus Westfaliae, die ersten beiden Bände des Westfälischen Urkundenbuchs. In welchem Ausmaß sollten die dort abgedruckten Urkunden neueren hilfswissenschaftlichen Erkenntnissen angepasst werden?

Wahrscheinlich vermittelte Bocholtz-Asseburg Diekamps Aufnahme im Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien im Mai 1882. Diekamp verkehrte auch privat in jenen Kreisen, in denen der Graf selbst Gast gewesen war, bei Sickel, Mühlbacher und Klopp. Diese behandelten seinen Schützling zuvorkommend und qualifizierten ihn auf dem Feld der Diplomatie weiter.

Im April 1883 zurück in Münster, intensivierte Diekamp die Suche nach Urkunden außerhalb von Münster und schloss im Oktober des Jahres in enger Kooperation

110 Hin.Q.III Nr. 43; zitiert bei Bruns, Urkundenbuch, Teil 3 (wie Anm. 15), S. 368.

111 Bruns, Urkundenbuch, Teil 3 (wie Anm. 15), S. 375f., Zitat 375.

112 Weitgehend ediert ebd. nach Hin.Q.III Nr. 5.

113 Wilhelm Diekamp (Hrsg.), Die Vitae Sancti Ludgeri, Münster 1881.

Wien den 8. Dec. 1880 Nr. 8.

Hochzuverehrender Herr Graf.

Demnach in der vorerwähnten Angelegenheit
Ihre Dankerschulden über die Willkür von Herrn
Weyßler bezüglich des N. V. schon gleich sehr zu einem
Sonderwillkür zu bestehen, somit für in diesem Brief
den Brief, nicht; eine solche Erklärung besteht nicht,
folglich Ihre in Verbindung zu bestehen. — da mein Ver-
ständnis bei Herrn Löffel und mein Gespräch, jedoch nicht
den Umständen möglich, wurde ist in dieser Zeitgenosse und
den Umständen möglich, nicht, mit Beginn ist nicht
in dieser Angelegenheit in den vorerwähnten Umständen der ge-
wöhnlichen Umständen. Herr Löffel ist mit beider
speziellsten Umständen, vorerwähnt, meine zu

Abb. 5: Wilhelm Diekamp an Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg, 8. Dezember 1880
(Quelle: Hin.Q.III Nr. 5)

mit Bocholtz-Asseburg eine erste Version des Supplements ab. Der Druck stockte freilich, auch weil immer noch neue Urkunden oder deren Abschriften und Varianten auftauchten. Allein 772 Nachträge für die Zeit bis 1019 gingen schließlich in den Druck, der sich bis April 1884 verzögerte. Weitere von Diekamp gesammelte Nachträge zum 11./12. Jahrhundert kamen darin nicht zum Abdruck. Ein fertiger, schmaler Band lag schließlich im September 1885 vor, an dem Diekamp bis zuletzt Korrekturen angebracht hatte.¹¹⁴ Parallel arbeitete Diekamp an den Ergänzungen der Paderborner Urkunden vor 1250 und an der dritten Lieferung von 1251 bis 1300. Nimmt man die Fahnenkorrektur zum Supplement hinzu, saß Diekamp 1884/85 im Rahmen seines Vertrags an drei Projekten gleichzeitig. Selbstverständlich teilte Diekamp vorkommende „Asseburgica“ nach Godelheim mit. Und er sah für den Grafen die Korrekturfahnen zum zweiten Band des Asseburger Urkundenbuches durch. Damit noch nicht genug.

Als Privatdozent hielt Diekamp Lehrveranstaltungen in Münster ab; er hoffte auf ein Extraordinariat. Sein Interesse als Forscher an Papsturkunden war in Wien noch einmal intensiviert worden. Auch stimulierte ihn die Münstersche Papyrus-Urkunde von Papst Stephan IV. von 891 für Neuenheerse. Die Öffnung des Vatikanischen Archivs im Frühjahr 1885 ließen endgültig die Pläne für eine Reise nach Rom reifen, für die Bocholtz-Asseburg Verständnis aufbrachte, zumal er Diekamp Korrekturfahnen nach Rom senden konnte. Im Oktober fuhr Diekamp los, kurz vor Weihnachten erkrankte er dort an Typhus und starb am 1. Weihnachtstag 1885. Franz Hülskamp, der in Münster Diekamp gefördert hatte, gab die Nachricht schon am nächsten Tag an Bocholtz-Asseburg weiter, der seinerseits Archivare und Wissenschaftler in Ostwestfalen und Mitteldeutschland unterrichtete.¹¹⁵ Noch im Kondolenzschreiben des Detmolder Archivars Otto Preuß an den Grafen ist etwas von dem Schmerz zu erkennen, den dieser um Diekamp empfand.¹¹⁶ An Dürre schrieb er, Diekamps Tod sei für das Westfälische Urkundenbuch „ein geradezu unersetzlicher Verlust, der mir persönlich den lebenswürdigsten Freund raubt“.¹¹⁷

Wieder musste ein Nachfolger als Bearbeiter des Westfälischen Urkundenbuchs gefunden werden. Wie der Münsteraner Vereinsdirektor Tibus mitteilte, standen schon am Neujahrstage 1886 zwei junge Gelehrte bereit.¹¹⁸ Tibus ließ eine offenkundige Aversion gegen Heinrich Finke, einen der beiden Bewerber, erkennen.

114 Wilhelm Diekamp (Bearb.), Westfälisches Urkunden-Buch. Fortsetzung von Erhards Regesta Historiae Westfaliae. Supplement, Münster 1885.

115 Hin.Q.III Nr. 26; Bruns, Urkundenbuch, Teil 3 (wie Anm. 15), S. 420 f.

116 Hin.Q.III Nr. 36.

117 NLA WO 298 N Nr. 143, fol. 41v.

118 Hin.Q.III Nr. 43.

Finke arbeitete seinerzeit in Breslau als Journalist. Genau das störte Tibus. „Einen Feuilletonist und Urkundenkritiker und -erklärer kann ich mir nicht in einer Person denken“. Tibus machte gegen Finke auch geltend, dass der Leiter des Provinzialarchivs Keller erklärt habe, er werde mit Finke nicht fertig. Tibus favorisierte deshalb den anderen Bewerber Rudolf Ernsing, der 1885 mit einer Dissertation über Herzog Wilhelm III. von Jülich in Münster promoviert worden war.¹¹⁹ Zugunsten von Finke gab die Fürsprache von Franz Hülskamp den Ausschlag. Er riet Finke, sich bei Bocholtz-Asseburg vorzustellen. Noch von Breslau aus bewarb sich deshalb Finke am 18. Januar 1886 mit einem Brief bei Bocholtz-Asseburg, warb mit Diekamps Freundschaft und traf beim Grafen wohl den richtigen Ton, denn das „heimatliche Unternehmen“ käme ohne tatkräftige Mitwirkung eines Assistenten nicht aus.¹²⁰ Finkes akademischer Werdegang war bis zu diesem Zeitpunkt alles andere als geradlinig verlaufen.¹²¹ Nach seiner Dissertation über die reichsstädtische Politik König Sigismunds 1414/18 fand er keine feste Anstellung, sondern arbeitete als Hilfskraft im Staatsarchiv Schleswig und als Journalist bei zentrumsnahen Zeitungen in Berlin und Breslau. Offenbar setzten Ende Januar 1886 Hülskamp und Bocholtz-Asseburg gegen Tibus Finke durch. Für Finke sprach ein einsemestriger „Post-doc“-Aufenthalt bei Julius Weizsäcker in Göttingen, bei dem er seine hilfswissenschaftlichen Kenntnisse vertiefte. Dennoch tat sich Finke zunächst schwer mit der Paläographie. Die Briefe an den Grafen belegen Finkes anfängliche Leseschwierigkeiten. Für das frühere Mittelalter muss der verstorbene Diekamp der geeignetere Kandidat als Finke gewesen sein, der sich erst einarbeiten musste. Im Sommer 1886 traf der Altertumsverein eine für Finke wichtige Entscheidung. Diekamp hatte erfolgreich für eine Sichtung des Vatikanischen Archivs auf Westfalica plädiert. Hieraus wurde am Ende der erste Teilband von Band 5 des Westfälischen Urkundenbuchs. Im Dezember 1886 begann Finke mit der Arbeit in Rom, bevor er zu Ostern 1887 nach Münster zurückkehrte. Ihm bereitete es wie Diekamp Freude, Funde zur Familie Asseburg nach Godelheim mitzuteilen. So berichtete er am 13. März 1886 über die Mitgliedschaft eines Kanonikers Friedrich von Asseburg in der deutschen Bruderschaft am Hospital dell' Anima in Rom.¹²² Trotz seiner schnell wachsenden Verpflichtungen brachte Finke nicht nur den ersten Teil der westfälischen Papsturkunden,¹²³ sondern auch die dritte und letzte Lieferung des Paderborner Urkundenbuchs zum Ab-

119 Mütter, *Geschichtswissenschaft* (wie Anm. 56), S. 434 Anm. 352.

120 *Hin.Q.III* Nr. 12.

121 Mütter, *Geschichtswissenschaft* (wie Anm. 56), S. 251–254.

122 Diese Mitteilung hat sich niedergeschlagen im *Regest AUB III*, S. 533 Nr. 2616.

123 Heinrich Finke (Bearb.), *Westfälisches Urkunden-Buch Fünften Bandes Erster Theil: Die Papsturkunden Westfalens bis zum Jahre 1378. Erster Theil: Die Papsturkunden bis zum Jahre 1304, Münster 1888.*

schluss. Für das Vorwort hierzu hatte Finke 1891 mit einer Schwierigkeit zu kämpfen. Die Vorstände beider Abteilungen baten den Grafen, ihm den Band widmen zu dürfen. Bocholtz-Asseburg lehnte ab; Finke fand dennoch Worte des Dankes für ihn, dessen Bescheidenheit er rühmte. Nach 1891 wurde die Korrespondenz zwischen Bocholtz-Asseburg und Finke dünner, der ihm dennoch wichtige Schritte seiner Karriere mitteilte, zum Beispiel die Kandidatur zum Vorsitzenden des Altertumsvereins in Münster (August 1894) oder seine große Lamprecht-Kritik (Dezember 1895). Nachdem Finke im Frühjahr 1896 die Ausgründung einer Historischen Kommission im Altertumsverein durchgesetzt hatte, schlug er Bocholtz-Asseburg wegen seiner Verdienste um das Urkundenbuch zum Gründungsmitglied der Kommission vor und beriet sich mit ihm noch kurz vor seinem Tod über die Zuwahl weiterer Adliger. In Vorschlag kam der befreundete Karl Freiherr von Wendt zu Gevelinghausen, der die Wahl 1899 annahm.¹²⁴

Wie nicht zuletzt aus dem Konflikt zwischen Giefers und Wilmans um das Westfälischen Urkundenbuch hervorging, spielte das Provinzialarchiv in Münster eine zentrale Rolle im Wissenschaftsbetrieb der westfälischen Historiker im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Wie verhielt sich Bocholtz-Asseburg im Konflikt? Teilte er die Aversionen von Giefers (und Tibus) gegen Wilmans? Wie war sein Umgang mit Wilmans' damaligen Adlatus Philippi, von dessen törichter Schrift gegen Giefers er wusste? Die Beantwortung dieser Fragen muß wegen des Fehlens seiner Briefe an Giefers spekulativ bleiben. Nach außen hin schien Bocholtz-Asseburg der Partei Giefers angehört zu haben, denn er beerbte mit ihm Wilmans in der Nachfolge für das Paderborner Urkundenbuch. In der erhaltenen Korrespondenz gibt es jedoch keinen Hinweis auf abfällige Bemerkungen über das Archiv in Münster.¹²⁵ Bocholtz-Asseburg benutzte es spätestens seit 1873; er war auf seine Bestände angewiesen. Das Archiv kam seinen Wünschen nach. Im kritischen Jahr 1878 erhielt er mit Grüßen von Wilmans und Keller Fotos und Gipsabgüsse von Siegeln zugesandt. Er dankte dem Archiv, indem er für einen Zuwachs der Bestände aus Neuenheerse sorgte. Der Graf entwickelte zu Philippi ein kaum anders als freundschaftlich und vertraulich zu nennendes Verhältnis. Philippi tauschte sich mit ihm über Paderborner Urkunden aus und kollationierte für ihn. Die Expertise über Siegel teilten sie. Philippi würdigte 1895 – damals noch von seinem Dienort Osnabrück aus – „Ihre fruchtbare und selbstlose Mitarbeiterschaft am W. U. B. IV. [...] Mit Ihren Bitten quälen Sie mich nicht, wie sie daraus entnehmen wollen, daß ich un-

124 LWL-Archivamt Best. 727 Nr. 53.

125 Hin.Q.III Nr. 48 (Staatsarchiv Münster an Bocholtz-Asseburg, 1873–1897). Zur Kontroverse Philippi/Giefers vgl. Reininghaus, Philippi (wie Anm. 57), S. 55–57.

verzüglich dieselben beantworte“.¹²⁶ Bocholtz-Asseburg verschaffte dem Archiv in Münster Kenntnis über die verstreut in Privatbesitz liegenden Archivalien säkularisierter Klöster des Paderborner Raums und gab Urkunden aus Corvey, Willebaden, Hardehausen und Gehrden an Münster ab.¹²⁷ Die Aktionen des Grafen zugunsten des Staatsarchivs Münster gipfelten 1884 in seinem Rundbrief an die Paderborner Ritterschaft, ihre gemeinsame Aufschwörungstafel (1662–1802) im Staatsarchiv zu hinterlegen, weil sie nur dort öffentlichen Glauben gewinne.¹²⁸ Als Philippi 1897 die Leitung des Staatsarchivs übernahm, kam er auf Bocholtz-Asseburg zurück, als er die Archivpflege im nichtstaatlichen Sektor im Auftrag der Historischen Kommission vorbereitete.¹²⁹ Und als Clemens von Heereman 1898 im Preußischen Abgeordnetenhaus für eine unkompliziertere Benutzung der Bestände intervenierte, geschah dies in Abstimmung mit Philippi und Bocholtz-Asseburg.¹³⁰

4. Zusammenfassung

Welche Erkenntnisse liefert die Auswertung der Korrespondenz von Bocholtz-Asseburg? Beginnen wir mit der Archivgeschichte. Der Briefverkehr, den er mit den deutschen Archiven und Archivaren pflegte, gewährt Einblicke hinter die Kulissen aus Sicht eines Benutzers.¹³¹ Es zeigte sich, dass zwei Generationen nach der Säkularisation 1802/1806 längst nicht alle ihrer Folgen im Archibereich bewältigt waren. Manches lässt sich aus heutiger Sicht kaum nachvollziehen, z. B. der Archivalienversand nach Godelheim oder Diekamps Abdrücke an Originalsiegeln mittels Modelliermasse. Der Graf war zwar kein gewöhnlicher Benutzer. Er verschaffte sich jedoch Zugang zu den Archiven und zu führenden Gelehrten seiner Zeit eher nicht wegen seines Titels, sondern wegen der Hartnäckigkeit beim Aufspüren von „Asseburgica“ und seiner dabei gewonnenen Expertise, vor allem in der Sphragistik. Zwar nannte er sich mehrfach bescheidenweise einen „Dilettanten“ und „Autodidakten“, doch war das in den 1860er Jahren noch kein Grund, ihn aus dem Umgang mit hauptberuflichen Historikern auszuschließen. Bocholtz-Asseburg gewann im Laufe der Zeit an Kompetenz, die „seinen“ Urkundenbüchern zugutekam. Sowohl das Asseburgische wie das Westfälische Urkundenbuch erwiesen sich im Nachhinein

126 Hin.Q.III Nr. 63 (Philippi an Bocholtz-Asseburg, 5.1.1895).

127 LAV NRW W Dienstregistratur 445.

128 Hin.Q.III Nr. 160.

129 Eine ausführliche Stellungnahme vom März 1898 liegt in LWL 727/51 vor.

130 Hin.Q.III Nr. 15,187; neben den zwei Briefen im Nachlass Bocholtz-Asseburg steht eine umfangreiche Gegenüberlieferung im Archiv Surenburg, Nachlass Clemens Heereman Nr. 24 zur Verfügung; hierzu Reininghaus 2014, S. 132.

131 Vgl. Peter Wiegand, Auf dem Weg zum „Jedermannsrecht“. Zur normativen Entwicklung der wissenschaftlichen Archivbenutzung in Deutschland bis 1945, in: ders./Jürgen Rainer Wolf/Maria Rita Sagstetter (Hrsg.), *Archivische Facharbeit in historischer Perspektive*, Dresden 2010, S. 103–112.

als schwierige Projekte. Die breite Streuung der Archivstandorte forderte einen Einzelnen über Gebühr und verhinderte schnelle Abschlüsse. Aus heutiger Sicht hatte Bocholtz-Asseburg den Rahmen für das Familienurkundenbuch zu weit gespannt. Die Ausdehnung bis in die frühe Neuzeit hinein erscheint blauäugig. Allerdings hatte damals kaum jemand Erfahrung damit, wie wissenschaftlich anspruchsvolle Urkundenbücher für die Zeit nach 1350 konzipiert sein sollten. Bocholtz-Asseburg ließ sich von der Familiengeschichte leiten und unterlag nicht dem Zwang, sich auf eine Epoche spezialisieren zu müssen. Jenseits solcher privaten Interessen erfahren wir dennoch viel über die Organisation der westfälischen Landesgeschichte im späten 19. Jahrhundert. Mit Diekamp und Finke gewann sie an Professionalität. Bocholtz-Asseburg unterstützte sie dabei. Für Finkes spätere Karriere war er wegen die Abneigung von Tibus von entscheidender Bedeutung. In den auf mehreren Ebenen ausgetragenen Streitigkeiten zwischen Münster und Paderborn nahm der Graf eine vermittelnde Rolle ein. Der Respekt vor seiner Lebensleistung wird dadurch nur noch größer.

Autorenverzeichnis

Prof. Dr. Wilfried Reininghaus

Senden

Prof. Dr. Martina Hartmann

Monumenta Germaniae Historica, München

Ole Meiners M. A.

Forschungsstelle für die Geschichte der Hanse und des Ostseeraums, Lübeck

Dr. Jochen Grywatsch

LWL-Literaturkommission für Westfalen, Münster